

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

35.

Donnerstag, am 27. August 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

B a d i g.

Erzählung von Isidorus orientalis.

Heutzutage giebt es weder Zauberer noch Feen, noch überhaupt wunderbare Begebenheiten, ja, selbst die Wunder des ungenäheten Rockes bewähren sich nicht vollständig; die Wunder der Künste, von welchen man wohl hätte erwarten mögen, sie würden die Grenzen der Einbildungskraft erweitern, haben gerade das Entgegengesetzte bewirkt und jene göttliche Fähigkeit ganz und gar verhilgt; die Völker selbst haben sich vermischt, so daß es nichts mehr giebt, was der einen Völkerschaft, im Gegensatz zu den übrigen, im eigentlichen Wortverstande eigenthümlich, was rein local wäre. Electriche, magnetische Kraft, Dampf! Das sind unsere Zauberstäbe, unsere Feen, unsere Schutzgeister! Von diesen unterstützt, durchläuft man die ganze Welt, und sehr bald wird es ganz gewiß dahin kommen, daß eine Neuigkeit ungleich schneller von dem einen Ende des Reiches bis zu

dem andern getragen werden wird, als wenn sie den Raum auf Flügeln des Windes durchflöge. Selbst die Leidenschaften sind aus der Art geschlagen, man glaubt nicht mehr an ihre Alles beherrschende Macht und läßt sich nicht ferner durch deren Einfluß verlocken, nein, jetzt berechnet man Alles, sogar die Leidenschaften; hat man sich verrechnet, so wird die Sache aufgegeben, man zieht sich zurück; stimmt dagegen die Rechnung, so ist der Erfolg nicht mehr etwas Außerordentliches, kein Wunder, sondern das ganz nothwendige und einfache Ergebnis einer wohleingefädelten Unternehmung.

Vor hundert Jahren war das Alles ganz anders, mindestens in Beziehung auf Don Felix de Villa-Formosa, einen jungen, aber blutarmen spanischen Edelmann, welcher in Barcelona, seiner Vaterstadt, lebte und in seinem abgeschabten Kleide, mit seiner zerzauseten Feder auf dem verbogenen Hute und seinem Stohdegen mit stählernem Gefäß an der Seite, der lustigste, hübscheste, liebenswürdigste, aber auch zugleich der allerdürftigste unter sämtlichen jungen Männern der Stadt

war. Wenn ein Kleid dergestalt abgetragen ist, daß man die Fäden des Gewebes sehen kann, wenn das Tuch am Ellenbogen zu reißen beginnt und das Hemd darunter hindurch scheint, wenn der Gut Alters halber seine ursprüngliche Form verliert und die Degen Scheide so abgenutzt ist, daß die Klinge sich stellenweise Bahn durch dieselbe bricht, dann ist es ganz gewiß hohe, ja wohl die höchste Zeit, eine in jeder Beziehung so ungemein mangelhafte Bekleidung schleunigst durch eine bessere zu ersetzen; allein dem ehrlichen Don Felix de Villa-Formosa fehlte es hierzu an allen Mitteln! Nur ein einziger Ausweg blieb ihm zu Erreichung dieses völlig unabweißbaren Zweckes übrig, nämlich der: an den Kriegsminister zu schreiben und diesen unter Darstellung seiner bedrängten Lage um eine Stelle unter den Truppen des Königs zu bitten. Allein dann hätte der gute Felix seine schöne Stadt Barcelona verlassen müssen, wo es ihm so wohl gefiel, auch hielt ihn noch ein anderer Grund ab, das eben erwähnte letzte Mittel zu seiner Rettung zu ergreifen. Er war nämlich bis über die Ohren verliebt in Donna Laura, die einzige Tochter des reichen Juwelenhändlers Perez; Laura erwiderte seine Gefühle und das Liebespärrchen gab die Hoffnung nicht auf, daß der alte Kaufmann sich endlich mit dem Gedanken befreunden werde, sich mit einem Edelmann aus vornehmerm Stamme, der noch überdem jung, wohlgebaut und liebenswürdig war, näher zu verbinden, und durch diese Verbindung eine heruntergekommene Familie wiederum zu heben, die auf dem Punkte stand, ohne einen dergleichen außerordentlichen Glücksfall ganz auszusterben, indem ihrem letzten Sprößling nichts übrig blieb, als sich entweder das Maltheserkreuz anheften oder in einer Regimentsliste seinen Namen eintragen lassen zu müssen, in beiden Fällen aber alle und jede Aussicht verloren gewesen sein würde, das berühmte Geschlecht der „Villa-Formosa“ mit Ehren auf die Nachwelt fortpflanzen zu können. Der Zeitpunkt, in welchem unsere Erzählung spielt, gehörte noch zu denen, wo reiche Kaufleute sich wohl zuweilen verleiten ließen, in eine Heirath zu willigen, durch die ihre Enkel Edelleute wurden. Diese Bereitwilligkeit jener braven Väter gewährte ihnen den wesentlichen Vortheil, ihre Enkel in

hohen Aemtern zu erblicken und noch vor ihrem Tode drei Vierteltheile ihres sauer erworbenen Vermögens verschwendet zu sehen. Wie so ganz anders ist dies Alles in unserer jetzigen aufgeklärten Zeit! Doch genug des Raisonnements und ohne weitere Abschweifung zu unserem verliebten Hidalgo zurück.

Getrieben von dem schönen Mädchen, das ihn liebte, und ermuthigt durch die Hoffnung, daß man einen so vornehmen Schwiegerohn nicht unfreundlich abweisen werde, stellte sich Don Felix de Villa-Formosa kühn dem geldstolzen Señor Perez vor und bat ihn um die Hand der reizenden Laura. Der Kaufmann ersuchte den jungen Freier, ihm in seinen Laden zu folgen.

„Betrachten Sie, Don Felix,“ sprach der Juwelenhändler hier zu dem Hidalgo, „diese herrlichen Diamanten; dort liegen die schönsten orientalischen Rubinen, die es giebt, weiterhin Amethyste, Topase, Saphire, endlich in jenem Winkel eine Menge Rosenkränze von den seltensten Perlen; betrachten Sie ferner diese goldenen und silbernen Gefäße von besonderer Schönheit; vernehmen Sie endlich auch noch, daß das Haus, worin wir uns befinden, mein Eigenthum ist, und daß ich außer meinem baaren Gelde und meinen Kapitalien noch zwei Häuser in der Nähe des Hafens und ein herrliches Landhaus zwei Stunden von der Stadt besitze. Nein, nein, Don Felix, Sie machen die Rechnung ohne den Wirth; unmöglich können Sie im Ernste von mir verlangen, daß ich alle diese Reichthümer gegen Ihr abgeschabtes Kleid und die geknickte Feder Ihres Hutes eintauschen sollte. Hierzu kommt noch die abschreckende Erfahrung, daß zwei meiner Kollegen die Berührung mit dem Adel sehr theuer haben bezahlen müssen. Ich verspüre nicht die entfernteste Lust, mein schönes Geld zu Kreuzzügen, gleich denen der Maltheser, verwenden zu lassen, und kann Sie daher unter keinen Umständen als Schwiegerohn annehmen; werden Sie vor allen Dingen so reich und noch reicher als ich, und dann wollen wir überlegen, ob ich es wohl mit Ihnen versuchen könne, doch mag ich Ihnen schon im Voraus das Bedenken nicht vorenthalten, daß einem Kaufmanne, wie ich es bin, dergleichen gewagte Geschäfte selten zusagen.“

Die schöne Laura Perez hatte ein wenig gehorcht, folglich die ganze höchst unerfreuliche Rede ihres grausamen Vaters mit angehört; nach ihrer Meinung waren alle Diamanten in der Welt und die schönsten Häuser, verglichen mit dem Jüngling, welchen sie sich zum Gatten wünschte, völlig werthlos; sie stürzte daher in ihrer Verzweiflung in den Laden, warf sich zu den Füßen ihres Vaters und beschwor ihn, sie mit Don Felix de Villa-Formosa zu vereinigen, dem einzigen Manne, welchen sie liebe, außer welchem sie nichts liebe; dabei schwur sie hoch und theuer, daß sie nie einem Andern, als Don Felix angehören würde, und versicherte, wie sie sterben müsse, wenn man sie von ihrem Geliebten trenne. Laura war, wie wir bereits weiter oben erwähnten, das einzige Kind ihres Vaters, allein dieser Vater war im Handel aufgewachsen und darin grau geworden, er hatte für nichts in der Welt Sinn als für Handelsgeschäfte und Geld; bei der Leitung seiner kaufmännischen Unternehmungen, durch welche er reich geworden war, hatte er niemals von irgend einer Seite Widerspruch erfahren, und er fand sich daher nicht im Mindesten geneigt, den eigensinnigen Launen eines jungen, unerfahrenen Mädchens nachzugeben.

„Gehe auf Dein Zimmer, Hörin!“ rief er ihr in barschem Tone zu. „Ihnen aber, Señor,“ und bei diesen Worten wendete er sich an den unglücklichen Brautwerber und wies gleichzeitig auf die Thür, „muß, wenn Sie um die Hand der Tochter eines Millionärs mit Erfolg anhalten wollen, wohlmeinend gerathen werden, dann jedenfalls ein anderes Kleid anzulegen, als Sie gegenwärtig tragen.“

„Felix!“ schrie die arme Laura im Uebermaß ihres Kammers und heiße Thränen entströmten ihren schönen schwarzen Augen, „niemals, niemals, das schwöre ich hier, werde ich einem andern Manne angehören, als Dir!“

„Tragen Sie keine Sorge, Señor!“ bemerkte Perez spöttisch, „ich stehe Ihnen dafür, meine Tochter wird nicht unvermählt sterben.“

„So denke ich auch,“ entgegnete Felix, ohne in seiner Verwirrung und Entrüstung recht eigentlich zu wissen, was er sagte, und zog sich dann zurück.

Felix ward geliebt, das stand fest, denn die reizende Laura hatte sich zu deutlich und unumwunden ausgesprochen, als daß über diese Frage auch nur der allergeringste Zweifel hätte obwalten können, aber eben deshalb fühlte der junge Mann jetzt zum ersten Male die drückende Bürde der Armuth; er verfluchte sein Geschick, seine Hülflosigkeit, die das schönste, liebenswürdigste, reichste Mädchen, und noch obenein ein Wesen, das ihn mit der höchsten Gluth der Leidenschaft liebte, von seiner Seite riß; allein der Abgrund, welchen seine Armuth zwischen ihm und der Geliebten seines Herzens grausam geöffnet hatte, ließ sich leider durch nichts ausfüllen oder ebnen, und er war deshalb auch entschlossen, nie wieder zu dem herzlosen Perez zurückzukehren, der ihn so schmachvoll aus seinem Hause gewiesen hatte. Wohl fuhr der Gedanke, ob er seine Geliebte nicht heimlich entführen könne, ihm durch die Seele, aber auch an die Ausführung eines solchen Planes durfte er nicht einmal denken, da seine gänzliche Mittellosigkeit derselben unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Wohin sollte, wohin konnte er mit Laura entfliehen ohne alles Geld? Auch empörte die Vorstellung sein Ehrgefühl, daß dann alle Welt die Meinung hegen werde, er habe dem hochmüthigen Perez nicht allein die schöne Tochter, sondern auch und vornehmlich seinen Reichthum entführen wollen. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich demüthig in sein Geschick zu fügen und einem Glücke zu entsagen, das ihm einen Augenblick so freundlich gelächelt hatte.

Don Felix beschloß unter diesen traurigen Verhältnissen, Barcelona für immer zu verlassen, sich von dem Generalcapitain der Provinz ein Empfehlungsschreiben an den Kriegsminister zu erbitten, einen Verwandten in Valencia um ein Darlehn von ein Paar hundert Scudi anzusprechen und sein Glück in Madrid zu versuchen. Langsam, in trübe Gedanken vertieft, wandelte er dem Hafen zu, da wurde er von einem alten Mamelucken mit schneeweißem Barte angehalten, welcher ihn ehrerbietig begrüßte, zu dem Ende nach der Sitte seines Landes das Haupt tief senkte, seine Hände über dem beschmutzten Turban faltete und ihn mit den Worten anredete:

„Gott allein ist Gott und Mahomed ist sein Prophet!“

„Das mag wohl sein,“ antwortete Felix zerstreut, ohne daran zu denken, wie wenig ein solches Zugeständniß sich für einen rechtgläubigen Christen passe.

„Gott hat,“ fuhr der Orientale fort, „in seiner Weisheit beschlossen, Dich, Du schöner Ungläubiger, mit Wohlthaten zu überhäufen und Dich zum reichsten Menschen auf der weiten Erde zu machen.“

„Wie?“ rief Felix, der durch diese auffallende Rede seines unbekanntenen Gefährten plötzlich in hohem Grade aufmerksam wurde. „Wie? Du sagst, ich sollte der reichste Mensch auf der Erde werden? Wie sollte das zugehen?“

„Ich hab's gesagt und es wird geschehen, denn es ist Allah's Wille und seines Propheten Mahomed.“

„Wie? es wäre Dein Ernst, daß ich reich, reicher werden sollte, als der abscheuliche Perez?“

„Wessen Namen sprichst Du da aus? Meinst Du damit etwa jenen armseligen Krämer Perez, der mit kleinen, fleckigen Diamanten und schlechten Perlen handelt und dessen Laden Du so eben verließest?“

„Allerdings meinte ich jenen Perez,“ antwortete der Spanier, befremdet über die Verächtlichkeit, mit welcher der Bekenner des Koran von dem angesehensten Manne in seiner Vaterstadt sprach, „Perez ist der berühmteste Juwelenhändler in Barcelona.“

Mitleidig zuckte der Morgenländer mit den Achseln, ohne sich weiter über den Señor Perez und den Umfang seiner Geschäfte zu äußern. Dann fuhr er in seiner Rede also fort:

„Ich sage Dir, Du Ungläubiger, daß Mahomed Dich ganz besonders in seinen Schutz genommen und Gott Dich auserwählt hat, um den wahren Gläubigen handgreiflich zu zeigen, daß seine Güte sich über die ganze Natur verbreitet, denn obgleich er allerdings vorzugsweise diejenigen begünstigt, welche seinen weisen Gesetzen folgen, so verschmähet er es doch je zuweilen nicht, auch ungläubige Christen mit dem Füllhorn seiner Wohlthaten unverdienterweise reichlich zu überschütten. . . . Komm, folge mir, und wenn Du

das Glück zu schätzen weißt, das Dir von dem Propheten so großmüthig beschieden ist, so wirst Du in noch nicht drei Monaten mehr Edelsteine besitzen, als alle Juwelenhändler in Barcelona zusammengenommen, und die Dublonen mit Schefeln messen können.“

Don Felix de Villa-Formosa warf einen betrübten Blick auf sein abgetragenes, schäbiges Kleid und steckte die Hände in seine Taschen. . . . Leider Gottes konnte der zukünftige Besitzer von schefelweise gemessenen Dublonen nicht über einen Maravedi gebieten; sein Entschluß war unter solchen Umständen ungemein schnell gefaßt.

„Geh', Alter!“ sprach er zu dem Mamelucken, „ich werde Dir folgen.“

Der Orientale schlug einen Weg ein, welcher nach der Straße führte, in der Don Felix selbst wohnte, und blieb vor einem kleinen, dem äußern Anscheine nach armseligen Hause stehen, dessen Fensterladen sorgfältig verschlossen waren.

„Ungläubiger!“ sprach der Mamelucke, bevor er den kupfernen Klopfer ergriff, dessen sich diejenigen bedienen mußten, welche in die Hütte eingelassen zu werden begehrten, „soltest Du in so hohem Grade der Vernunft beraubt sein, daß Du in Folge Deiner thörichten Beschränktheit, Deiner unerklärlichen Verblendung dieses Haus eben so arm wieder verlassen müßtest, als Du es betrittst, so schwöre mir für diesen Fall, daß Du über alles das, was Du hier sehen und hören wirst, ein unverlegtes Stillschweigen beobachten und Dich durch Deine Verschwiegenheit des Vertrauens würdig zeigen willst, das ein Liebling des Propheten in Dich setzt.“

„Ich schwöre!“ antwortete der Jüngling, ohne sich einen Augenblick zu bedenken.

Die Thüre öffnete sich und beide Wanderer traten ein. Schon die Hausflur unterschied sich wesentlich von denen der übrigen Häuser in Barcelona, denn anstatt mit Steinen gepflastert oder mit Marmor belegt zu sein, glitt Don Felix's Fuß auf herrlichen, weichen Teppichen hin. Dann betraten sie einen Saal, an dessen Decke eine goldene Lampe ihr herrliches Licht ausströmte und dessen Wände mit reichen Polstern geschmückt waren. Der Mameluck ersuchte den Spanier sich zu setzen und einen Augenblick zu warten. Kurze

Zeit darauf öffnete sich eine zweite Thür und ein großer, schön gewachsener Mann, dessen ganze Gestalt Ehrfurcht einflößte, zeigte sich. Sein starker, schwarzer Bart, der bereits mit einigen Silberfäden, die das herannahende Alter verkündeten, durchzogen war, reichte fast bis an den Gürtel seines Gewandes von Goldstoff, und auf seinem Turban von grünem Cachemir blühte ein Reihbusch von Brillanten. Dieser Mann begrüßte Don Felix nach orientalischer Sitte, dann klatschte er in die Hände, und sogleich traten zwei Sklaven ein, welche Pfeifen und Kaffee anboten. Nachdem der köstliche Mokkatrank in kleinen Schlucken genossen war und die brennenden Pfeifen den herrlichen Duft des vortrefflichsten türkischen Tabaks verbreiteten, redete der unbekannte Muselman seinen Gast mit folgenden Worten an:

„Betrachte mich aufmerksam, junger Mann, und sage mir dann, ob Du Dich nicht erinnerst, mir schon öfter in den Straßen von Barcelona begegnet zu sein.“

Der Handelsverkehr, in welchem Barcelona mit Asien und Afrika steht, hat die natürliche Folge, daß man, vornämlich in dem Hafen dieser Stadt, sehr häufig Tuneser, Marokkaner, Egyptier und Einwohner von Constantinopel erblickt, welche in ihrer Landestracht die Straßen durchwandern, und eben deshalb, weil dies so häufig der Fall ist, erregt der Anblick eines Morgenländers kein besonderes Aufsehen; allein Don Felix de Villa-Formosa war, wenn er sich auf den Straßen umhertrieb, völlig geschäftlos; er hatte, als ein echter Hidalgo, schlechterdings nichts weiter zu thun, als umherzugaffen, und er antwortete daher ohne Zaudern auf die so eben an ihn gestellte Frage:

„Ich glaube im Hafen einem Manne begegnet zu haben, der Dir ungemein ähnlich war, allein dieser Fremde schien von weit niedrigerem Stande zu sein, als Du, wenigstens vermuthete ich dies aus den groben, schlechten Kleidungsstücken, die jener Mensch trug.“

„Wer sein Urtheil über einen Menschen von dessen äußerer Erscheinung, dem Kleide, welches derselbe trägt, abhängig macht, wird sich nur allzu oft täuschen,“ entgegnete der Fremde. „Du selbst, junger Mann, lieferst den Beweis von der

Richtigkeit dieses Sages; ein einfacher, schlichter Kasten verbirgt gar häufig einen reichen Mann, einen Mächtigen der Erde; Du erblickst in mir Madin, den Emir des Sultans von Kairo, folglich den ersten Diener des gewaltigen Mannes, welcher über Egypten gebietet; ich durchwanderte Frankreich und Spanien und stehe jetzt im Begriff, nach meinem Vaterlande zurückzukehren, allein meine Tochter Armida, die mich überall begleitete, ist hier von einer schweren, ganz unbekanntem Krankheit befallen worden. Vergebens habe ich alle eure berühmten Aerzte um Rath und Hülfe gebeten, ihre Kunst hat sich an meiner geliebten Tochter nicht bewährt. Keiner von diesen erfahrenen Aerzten vermochte sie zu heilen, und die Mittel, die sie anwendeten, haben das Uebel, welches sie heben sollten, sogar vermehrt. Eblis, der oberste der Teufel, muß sich, wie ich fest glaube, des armen, unglücklichen Kindes bemächtigt haben, ich bin außer mir vor Kummer, denn jeden Augenblick muß ich befürchten, mein theures Kind, den kostbarsten Schatz, den ich besitze, durch den Tod mir entrißen zu sehen!“

„Wenn ich,“ bemerkte Don Felix sehr unbesonnen und ehrlich, „mir in meiner Eigenschaft als Arzt die Reichtümer erwerben soll, die Du mir durch Deinen Diener versprechen liehest, so ist Deine Erwartung völlig vergeblich, Madin! denn vernimm: ich bin in der Heilkunde ganz unerfahren, ich bin nichts als ein unwissender Edelmann!“

„Abermals bist Du in einem Irrthum befangen, junger Mann!“ fiel der Emir ein. „Du gehst täglich an diesem Hause vorüber, wenn Du Dich nach Deiner Wohnung begeben willst; Armida hat Dich durch die Jalousieen bemerkt, die ihre Fenster verschließen, und nun sollst Du das schreckliche Geheimniß in seinem ganzen Umfange erfahren. — Vernimm, Christ! Dein Anblick hat ihr die Krankheit zugezogen, welche sie aufreibt!“

„Mein Anblick?“ rief Felix erstaunt. „Wie wäre das möglich?“

„Es ist so, glaube mir, und nur Du allein vermagst sie zu heilen, mindestens behauptet dies Armida, auch ist mir in dieser Nacht im Traume ein Engel erschienen und hat mir das nämliche verkündet. Bleibe meinetwegen Christ, wenn Du

Deinen Glauben nicht aufgeben willst, junger Mann! Ich will Dich nicht zwingen, zum Islam überzutreten, nur sei, das begehre ich von Dir, eben so nachsichtig gegen die religiösen Ueberzeugungen meiner Tochter, als sie gegen die Deinigen sein wird; bestimme selbst, ganz nach Deinem Gefallen, ihre Aussteuer; ich verspreche Dir im Voraus, ohne die Summe, welche Du verlangst, zu kennen, daß ich dieselbe verdoppeln werde; werde mein Eidam! . . . Ich verlange nur Eines von Dir," fügte der Emir hinzu, "nämlich: daß Du Dich entschliest, diese Stadt zu verlassen, in einer Stunde mit uns abzureisen und uns nach Egypten zu folgen. . . . Dort, Jüngling, will ich Dich so reich und mächtig machen, daß Du nächst dem Sultan und mir der angesehenste Mann werden sollst; ich will Dich sogar, wenn Du dies verlangst, noch reicher machen, als ich selbst bin und Dir überall nachstehen! . . . Wohlan, Jüngling! überlege Dir mein Anerbieten und nimm dasselbe an, rette meine geliebte Tochter, denn Du allein vermagst dies, befreie sie von dem furchtbaren Eblis, der sie mit teuflischer Wuth peinigt, und Christus, Dein Christus, der auch ein großer Prophet ist, wird Dich dafür belohnen!"

"Gut, Madin," erwiderte Don Felix, "ich will Dir folgen, verschaffe mir aber vor allen Dingen das Vergnügen, Deine allerliebste Armida sehen und bewundern zu können."

"Du willst meine Tochter sehen?" schrie erzürnt der Emir und legte die Hand an seinen Dolch. "Wisse, Unglücklicher! daß kein Mann auf der Welt sie jemals erblickt hat, außer ihrem Vater und den Beschnittenen, welche sie bedienen. . . . Indes, ich verzeihe Dir Deinen Uebermuth," fügte er besänftigt hinzu, "Du kennst weder unsere Sitten noch unsere Gebräuche, und diese Deine Unwissenheit verleitete Dich zu dem schamlosen Verlangen, welches Du so eben laut werden liehest. Du wirst allerdings meine Tochter sehen, allein nur dann, wenn Du uns folgst, in Kairo, wenn Du die Schwellen der Brautkammer betrittst. — Uebrigens hast Du sie mit allem Fug und Recht die „allerliebste Armida" genannt, denn wisse, Jüngling, meine Tochter gleicht an Schönheit den reizendsten Houris des Propheten, ihre schwarzen

Augen leuchten wie blitzende Sterne, ihre Lippen sind frisch und glänzend, wie halbgeöffnete Granaten, und ihr Gesicht war mindestens ehemals voll und rund, gleich dem Monde; allein leider, der böse, abscheuliche Eblis hat grausam ihre Wangen gefurcht und die blühenden Rosen, denen ihr Antlitz zu vergleichen war, in Jasmin und Lilien verwandelt! . . . Nun, junger Mann, sage mir, wozu hast Du Dich entschlossen?"

Don Felix de Villa-Formosa neigte das Haupt auf seine Brust, denn er gedachte der reizenden Laura Perez. . . .

"Doch," sagte er zu sich, "ich kenne jene Armida, die mir hier entgegengesührt wird, nicht, ich habe sie nie in meinem Leben mit Augen erblickt, folglich liebe ich sie auch nicht und mithin mache ich mich keiner Untreue schuldig, wenn ich auf den Vorschlag des Muselmannes eingehe. — Ich mag thun und unternehmen, was ich will, Laura ist und bleibt doch immer für mich verloren! Es wäre doch wohl thöricht, hartnäckig darauf zu bestehen, das Unerreichbare erreichen zu wollen; also fort, fort von hier, Felix, und stelle Meere zwischen sie und Dich!"

Nächst dieser Betrachtung mochte ihn wohl noch eine andere beschäftigen. Es wollte ihn nämlich bedünken, wie es doch unter allen Umständen angenehmer sein dürfte, einen prächtigen Palast zu besitzen, über Sklaven aller Art zu gebieten, sich in Goldstoff zu kleiden, mit Edelsteinen zu schmücken, und schließlich der Schwiegersohn eines mächtigen Emirs zu sein, als demüthig um eine Leutnantenstelle in der Armee des Königs von Spanien bitten und in einer elenden Garnison entweder hungern oder Schulden machen zu müssen. Er erhob daher sein Haupt wiederum, sah den Emir fest an und sprach zu ihm: "Wohlan, ich bin entschlossen, Dir zu folgen, mit Dir zu reisen."

Nunmehr wurde der auf diese sonderbare Weise Verlobte mit einem Ehrenkleide angethan und der Emir steckte ihm einen prachtvollen Ring an den Finger, damit er durch dieses Geschenk in den Stand gesetzt werde, mit einiger Geduld der Nachfolge der übrigen Edelsteine entgegenzusehen zu können, die ihm verheißen worden waren. Don Felix verließ Madin's Haus nicht wieder; was hätte

er auch in einer Stadt zu thun gehabt, wo er weder Vater noch Mutter, nur wenige ganz entfernte Verwandte hatte, und nichts, gar nichts besaß als Schulden, in denen sein einziges Vermögen bestand; auch einzupacken hatte er nichts, was er mit nach Kairo hätte nehmen mögen, sein ganzes Besitztum beschränkte sich auf sein abgeschabtes Kleid, seinen zerzauseten Federhut und seinen Stoßdegen mit stählernem Griff. Mit einbrechender Nacht verließ der unerkannt reisende Emir sein Haus, gefolgt von seinen Leuten, seinem zukünftigen Schwiegersohne, Don Felix de Villa-Formosa, und Armida, die nach orientalischer Sitte in einer festverschlossenen Sänfte getragen wurde; die ganze Reisegesellschaft wendete sich nach dem Hafen, wo ein Schiff den Emir erwartete; man schiffte sich ein und noch vor Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet und das Fahrzeug gewann die hohe See.

Wir wollen den edlen Hidalgo auf seiner Reise nach Egypten nicht begleiten, sondern beschränken uns auf die Bemerkung, daß er glücklich in Kairo ankam, auch endlich dahin gelangte, dieselige mit Augen schauen zu dürfen, deren Gatte er werden sollte. Die väterliche Liebe hatte bei der Schilderung von Armida's Reizen keineswegs übertrieben, sie war wirklich schön und glich in der That dem Bilde, das die mahomedanische Einbildungskraft von den Houri's des Propheten sich entwirft. Auch erfüllte, was bei dergleichen Fällen, wie der, welcher sich hier ereignete, nicht immer zu geschehen pflegt, und als etwas Außerordentliches hervorgehoben zu werden verdient, der brave Aladin treu und redlich alle seine Versprechungen; Gold, Edelsteine, prächtige Paläste, Sklaven und Pferde wurden mit seltener Freigebigkeit, ja Verschwendung dem glücklichen Eterblichen geschenkt, der von dem Schicksal bestimmt war, die liebliche Armida von den Qualen zu befreien, die ihr der scheußliche Dämon Eblis verursachte. — Der junge Mann that seinerseits ebenfalls das Mögliche; er nahm sich vor, seine Gattin mit all' der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit, welche in seiner Gemüthsart lag, zu lieben, und zugleich mit der dem Spanier eigenthümlichen Gluth, Hingebung und achtungsvollen Aufmerksamkeit, Eigenschaften, die in dem Oriente

vielleicht nicht immer an der Tagesordnung sein mögen. Gleichwohl schien es sich leider auch bei der reizenden Armida als richtig zu bewähren, daß, wenn ein böser Geist sich einmal eines Menschen bemächtigt, nichts in der Welt die Spuren, welche er zurückläßt, zu vertilgen vermag; die arme Armida welkte dahin gleich einer Blume, deren Wurzel vergiftet ist, und zehn Monate nach ihrer Verheirathung mit Zadig (denn dies ist im Arabischen gleichbedeutend mit Felix, und daher ward auch der junge spanische Hidalgo mit dem Namen Zadig belegt,) starb die Bedauernswerthe; Engel trugen sie in das Paradies zu den Houri's des Propheten. Nach diesem traurigen Ereignisse ließ Aladin seinen Eidam zu sich bescheiden und redete ihn mit nachstehenden Worten an:

„Zadig, mein lieber Sohn! Du bist ein guter, braver Mensch, und wenn irgend Jemand auf der Welt das Unglück von mir hätte abwenden können, welches mir einmal nach Allah's Willen beschieden war, Du würdest es gewiß beschworen, mir meine Armida erhalten haben. Allein in dem Buche des Schicksals war es nun einmal anders geschrieben! Meine Armida sollte nicht durch menschliche Kräfte, sondern nur durch die Macht der Engel von dem bösen Dämon Eblis befreit werden, und die Engel haben gesezt; sie haben mein Kind mit sich davongeführt in das Paradies, und ich armer, verlassener Vater stehe nun hier allein! Unter diesen Umständen weckt Dein Anblick in mir allzutraurige Empfindungen, Du tust mir allzulebhaft meine mir für immer entriffene Armida in das Gedächtniß zurück, mein Schmerz erneuert sich täglich und stündlich, ich kann die Ruhe und Fassung nicht wieder gewinnen, deren ich bedarf. Also: verlaß mich, kehre in Dein Vaterland zurück, laß Dich abermals in Deiner Vaterstadt Barcelona nieder, und wenn Dir jemals ein Unglück zustoßen sollte, so erinnere Dich des alten Aladin, der Dich gleich seinem Sohne liebt und Dir helfen wird, wenn er es vermag. Geh, mein Sohn! mit Schätzen reich beladen wirst Du mich verlassen, und wörtlich, wie Rustan der Mameluck Dir verhieß, als er Dir in Barcelona begegnete und Dich zu mir führte, sollen Dir die Goldstücke mit Scheffeln gemessen werden und Du weit mehr Edelsteine be-

fügen, als jener armfelige Juwelenhändler, dessen Haus Du damals so betrübt verliehest!"

Das ließ sich Don Felix de Villa-Formosa nicht zweimal sagen; er schiffte sich in Rosette ein und betrat glücklich wie ein König den Hafen von Barcelona. Nachdem er seine alte Wohnung wieder bezogen und seinen reichen Schatz von Dublonen sorgfältig im Keller vergraben, seine Edelsteine aber in einen Kasten gepackt hatte, den kaum zwei Männer forttragen konnten, schnitt er erbarmungslos den schönen Bart ab, welchen er in Egypten getragen hatte, legte sein altes abgeschabtes Kleid wieder an, setzte den zerzauseten Federhut auf, umgürtete sich mit seinem Stoßdegen mit stählernem Griff, und begab sich in diesem sonderbaren Aufzuge, aber seinen werthvollen Kasten hinter sich, auf den Weg, um sich in dem Laden des Juwelenhändlers Perez zu zeigen.

"Aha!" rief der alte Kaufmann spöttisch, "das ist ja wohl jener vornehme Edelmann mit dem abgeschabten Kleide, welcher mir die Ehre erzeigen wollte, meine Tochter zu heirathen? Nein, nein, mein junger Herr, daraus kann nichts werden; Laura ist kein Bissen für dergleichen hungrige Magen! Sie heirathet einen Tuchhändler in der Toledostraße, und ich werde dafür sorgen, daß Ihnen, wohlverstanden nach der Hochzeit, ein neues Kleid gemacht werden soll; vielleicht haben Sie, wenn Sie nur erst besser gekleidet sind, anderweitig mehr Glück, als in meinem Hause."

Don Felix hatte im Morgenlande die Kunst erlernt, mit Worten häuslicherisch umzugehen; anstatt dem alten Perez den bitteren Hohn, womit ihn dieser behandelte, nur im Geringssten zu vergelten, beschränkte er sich, an Stelle jeder Antwort, darauf, seinen Kasten zu öffnen und schweigend die Diamanten und Rubinen, welche er enthielt, vor die Füße des erstaunten Juwelenhändlers hinrollen zu lassen. Señor Perez kniete sogleich nieder, um diese kostbaren Steine aufzuraffen, ihr Wasser, ihre Klarheit, ihr Gewicht sachkundig zu prüfen, sie zu zählen und ihren Werth abzuschätzen, und je weiter er in diesem Geschäfte vorschritt, desto mehr wuchs sein Erstaunen und seine Ehrerbietung für den so schön abgewiesenen Freier. Laura, herbeigezogen durch die wie-

derholten Ausrufungen von Erstaunen und Bewunderung, welche ihr Vater laut werden ließ, trat in den Laden, und als sie Felix ansichtig ward, stürzte sie sich ohne Weiteres in die Arme des Mannes, welchen sie liebte, ohne die Juwelen, so gleich Kieselsteinen umherlagen, auch nur eines Blickes zu würdigen.

"Sieh doch, Laura!" rief ihr der Vater zu, "Don Felix de Villa-Formosa bringt Dir einen herrlichen Halschmuck mit."

"Das wußte ich wohl, davon war ich im Voraus überzeugt," antwortete das junge Mädchen und trat die Edelsteine mit Füßen, die in ihren Augen jetzt ganz werthlos waren, da Felix allein alle ihre Sinne und Gefühle beschäftigte.

Begreiflicherweise wurde der zum Schwieger-sohne erkorene Tuchhändler eiligst verabschiedet und Felix führte die schöne Laura zum Altare. Eigensinnig bestand er darauf, den Heirathsvertrag als Don Felix de Villa-Formosa, genannt Zadig, zu unterschreiben und an seinem Hochzeitstage kein anderes Kleid, als jenes abgeschabte, zu tragen, das ihm so viel Spott und Hohn zugezogen, aber ihn doch auch so unaussprechlich glücklich gemacht hatte. Er erklärte zwar auf seine Weise seiner Familie, wie er zu den Reichthümern, welche er besitze, gekommen sei, allein er hütete sich sorgfältig, jemals gegen seine Gattin Aeußerungen über die Engel der Muselmänner, den bösen Dämon Eblis, Aladin und Armida fallen zu lassen.

Wie so ganz anders verhält sich jetzt Alles! Heutzutage können unsere Wettläufer eben so leicht von Barcelona nach Kairo fliegen, als die Weinreisenden von Frankfurt am Main nach Berlin; aber zum größten Mißvergnügen jener Touristen hat der Vicekönig von Egypten auf das Strengste seinen Emir's untersagt, daß sie den Ungläubigen nicht mehr ganze Kasten voll Edelsteine schenken und ihnen die Dublonen nicht ferner mit Schesfeln zumessen dürfen. Es verflacht und verschlechtert sich bei uns Alles und Jedes.

Folgen eines einzigen Fehlers.

Die alte Jungfrau.

An einem einsam stehenden Hause liegt ein kleiner dumpfger Garten ohne Pflege; hier und da ragen aus dem Gewirr verschlungener Gräser einige hochstengliche, geknickte Aestern. Arme Dinger! steht ihr doch da, einsam, verlassen, farblos, verblüht, wie die Jungfrau, deren Auge eben durch die Fensterscheiben auf das feuchte Grün des Gärtchens blickt. Ach, wie ist der Sammet ihrer Wange verschwunden, wie laufen schon leise Furchen über die einst marmorglatte Stirn; ach, wie sind die Lippen blaß und schließen fest zusammen, gleich als hätten sie einen heiligen Eid gethan, sich nie mehr zum Kusse zu öffnen.

Das war Leonore, die in ihrer Abgeschiedenheit saß, das war sie! O hättet Ihr sie doch ehemals gekannt, damit Ihr weinen könntet mit mir über diese Reste einstiger Schönheit — anbetungswürdiger Schönheit! Plötzlich erhob sich Leonore von ihrem Ruhesessel, ging einigemal im Zimmer auf und ab, aber kein Laut der Klage entschlüpfte ihr — warum nun gerade der Klage? Si nun, sie schüttelte schwer den Kopf, und ihr trübes Auge, das so gern in Thränen Trost gesucht hätte, warf einen schmerzlichen Blick auf jene Aestern, in denen sie ihr treuestes Bild erkannte. Ein langsam zitternder Seufzer entwand sich ihrem Busen, den ein schwarzes Tuch verhüllte — sie trauerte um die Vergangenheit! Jetzt ging sie hinaus in ihre Kammer, ein vergilbtes Papier in der Hand, kam sie bald wieder zurück, die Schrift auf dem Papier war auch vergilbt. Sie versuchte zu lesen, aber es schien ihr immer dunkler vor den Augen zu werden, denn sie beugte sich auffällig über das Blatt hin, ihre Lippen wollten sich bewegen, aber mit einem „Ach!“ fiel ihr die Hand, die den Brief hielt, schlaff an den Körper herab; und sie sank auf den Sessel zurück, so recht lebensfatt, das Gesicht in die Kissen verbergend. — Da weinte sie wieder — seit langer Zeit zum ersten Male.

Arme, bedrängte, verlassene Seele, weine Dich recht aus! —

Unter solchen heftigen Gemüthsbewegungen brachte Leonore — sie war jetzt zweiunddreißig Jahr alt — die meiste Zeit des Tages hin. Dürfen wir uns noch wundern über diese verzehrten Züge, über die Falten auf der Stirn? —

Tochter eines österreichischen Edelmannes, verlebte sie ihre früheste Kindheit in Prag; kaum sechszehn Jahr alt führte sie ein Zufall nach Norddeutschland, wo sie noch lebt und den Ernst des Lebens von der bittersten Seite kennen lernen sollte; denn dort ließ sie das Schicksal einem jungen Manne begegnen, von dem sie bis zur Stunde nicht weiß, ob sie ihn verdammen oder ihm verzeihen soll, — das weiß sie aber, daß er auf ihr Leben entscheidend einwirkte, und den düstern Flor, womit ihr Dasein umhüllt, bald zu einem Leichentuche verwandeln wird.

Etwas Näheres über den zu erfahren, dessen Sein mit dem Leonorens wenigstens einst so eng verkettet gewesen zu sein scheint, lernen wir am besten aus einem Briefe kennen, den er ihr vor zwölf Jahren schrieb. Dieser Brief ist jenes vergilbte Papier mit der verblichenen Schrift, welches Leonore noch in der Hand hält und in dumpfem Hinbrüten betrachtet. Endlich fängt sie halblaut an zu lesen, kein Wort übergeht sie, gleichsam um ihren großen Schmerz sich noch einmal vorzuerzählen, um ihre gequälte Seele von Neuem zu kasteien. Sie liest:

„Meine letzten Worte an Dich!

„Das, was Du ein Verbrechen nennst — weil Dir Unwahrheit ein Verbrechen — ist vielmehr ein Opfer, welches ich vielleicht weniger Dir, als meiner Liebe zu Dir brachte. Mag sein wie es will, es ist geschehen, und jede Wiederrede, jede Erklärung, ja, jedes Geständniß, warum ich so und nicht anders handelte, scheint mir zu spät, weil — weil wir — Du willst es ja! — getrennt sind. Denn Du hast mich entwürdigend behandelt, und wie Du selbst so oft gesagt, magst Du nur einem Manne angehören, an dem auch nicht der kleinste Makel zu finden. Aber so kalt ich auch in diesen Zeilen, die mir das Herz brechen, scheinen möchte, so unvermögend bin ich, es zu sein. Ich flehe zu Gott, daß er mich stärke, um wenigstens so zu Dir reden zu können, daß Du mich vollkommen verstehst und durch diese Worte

in mein Inneres steht, damit Du mein Andenken, hältst Du es noch werth es zu bewahren, nicht mit Verachtung verunglimpft. —

„Weil ich mich klein und gering neben Dir fühlte, als ich Dich zu lieben wagte, denn ich liebte nur Deine Seele, und ließ mich durch Deine Schönheit nicht blenden, strebte ich nach einem Mittel, um mich geltend bei Dir zu machen, denn ich war stets so unglücklich, meiner hoffnungslosen Liebe bewußt zu sein. Dies Mittel ist kein so niederes, als Du wähest, wenn auch die Lüge, die dieses Mittel erfann, gemein bleibt — ja, gemein — es ist gräßlich, den Stab selbst über sich brechen zu müssen. Aber ich habe mir in diesen Zeilen Wahrheit gelobt, von ihr allein erhoffe ich noch Rettung, von ihr hängt Leben, Tod und Verdammniß ab! — Sieh, ich kann noch hoffen!

„Ich gab vor, im Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens zu sein, ja, ich verleugnete meine Eltern, — warum ich das that, werde ich einst verantworten, — aber daß ich Dir Reichthum log, hoffe ich vertheidigen zu wissen:

„Als ich Dich um Deine Hand bat, sagtest Du mir mit Thränen im Auge: Mein Freund, ich bin zu alt für Sie. Sie, ein Mann, dem in Zukunft eine sichere Stellung zwar nicht ungewiß, aber doch noch fern ist, wie wollen Sie sich schon jetzt an ein Wesen binden, selbst wenn Sie unsre Vermählung noch auf Jahre hinauschieben? Demungeachtet will ich „Ja“ sagen, weil mich Ihre Liebe rührt, aber — hören Sie — ich gebe Sie zu jeder Stunde frei, zu der Sie fühlen dürften, und das wird kommen, daß dieses Jawort Sie unglücklich machen könnte. —

„Ich war nach dieser Antwort nicht glücklich, wie hätte ich es auch sein können; ich sah, daß nur Mitleid Dich zu einem Jawort bestimmte. — Dennoch sann ich Nächte hindurch, wie ich eine sichere Existenz durch meine Kunst erringen könnte, denn ich meinte es ehrlich mit Dir. Aber trotz allen Hoffens, trotz der süßesten Selbsttäuschung — unsre Verbindung lag so fern — laß mich davon schweigen. Da ergriff mich in einer jener Nächte ein toller Gedanke, und diese Nacht war die letzte ruhige meines Lebens. Du theilst ihr mit, sprach ich zu mir, wie dir plötzlich eine Erb-

schaft zugefallen, zu deren völligen Besitz zu gelangen nur noch der Ausgang eines Processes abgewartet werden müsse. Bis dahin, meinte ich, hast du irgend eine feste Stellung errungen, und in einer glücklichen Stunde gestehst du ihr als reuiger Sünder deine List. — Der unglückselige Plan ward Tages darauf ausgeführt, und ich hatte mich auch insofern nicht getäuscht, als Du jetzt eine Verbindung zwischen uns weniger unbessenen nanntest. Aber Ruhe und Selbstachtung waren mir seit jenem Tage entfremdet. Ich konnte Dir nicht mehr offen in's Auge sehen, meine Hand zitterte in der Deinigen, ja, die Seligkeit Deiner Küsse war für mich verloren. Ich ahnete meinen nahen Untergang. Ein unglücklicher Zufall verrieth Dir viel zu früh mein gewagtes Unternehmen, und ein frecher Lügner stand ich vor Dir.

„Du hattest mich einst hochgeachtet, das ist hin! — Alles, Alles ist verloren, und ich bin ein unsäglich Elender! — Zu Deinen Füßen habe ich geweint und Dich um Schonung angefleht, Du bliebst unbeweglich, und ich hörte nur aus Deinem Munde das einzige gräßliche Wort: Trennung! — Ich sagte Dir hundertmal, wie mich nur Liebe zu Dir bewogen, Dich scheinbar zu hintergehen, nur um Dich enger an mich zu fesseln — Du bliebst kalt. Zuletzt bat ich Dich verzweiflungsvoll, nach mir Keinen zu lieben, Dich Keinem zu vermählen, denn ich würde ihn morden! — „Keinen!“ antwortetest Du mir, und ich ging mit einer Art Trost von Dir. — Das ist Alles vorbei, jetzt höre nur noch dies Letzte! Ich will arbeiten für Dich, Tag und Nacht, ich will für Dich sorgen, wie in den vergangenen Tagen, Du sollst mich verstoßen, und ich will Dich nicht verlassen. Nur laß Dich noch herab und beantworte mir diese letzten Worte, sonst stürze ich mich in's Verderben, denn ich kann nicht leben, von Dir verachtet! Mein ganzes Leben sei eine große Reue, ich will ihn verwischen, jenen düstern Flecken meines Lebens, es ist der einzige! Denke, wenn wir auf ewig getrennt, denke, wenn Du allein und verlassen, wenn Du alt wirst, — alt und verlassen und ohne Beschützer zu sein, — denn Dein Vater ist schon bejahrt, — und dann erinnere Dich Eines, dessen gemißhandelte Liebe ihn zu Boden warf. Noch einmal — es sei ein

Zeichen Deiner Achtung — beantworte mir diesen Brief!“ —

Hier konnte Leonore nicht weiter lesen, denn sie hatte ihm nicht geantwortet, — das Blatt entfiel ihrer Hand, sie wollte sich darnach bücken, da schwankte sie, und nieder fiel sie an die kalte Erde. — Da lag sie lange, bis später die Dienerin sie zu ihrem einsamen Lager führte.

Am andern Morgen blieben die Fensterladen des Schlafzimmers länger geschlossen als gewöhnlich. Reife, um ja nicht zu früh das gnädige Fräulein zu wecken, ordnete die Jose das Frühstück an, — da schlägt es sieben Uhr. „Nun ist es die höchste Zeit,“ spricht sie vor sich hin, und behutsam klopft sie an die Thür. Sie klopft noch einmal — wieder — jetzt öffnet sie vorsichtig — — kalt, bleich und schön lag ausgestreckt auf dem Lager die Herrin! — —

„Ein Herzschlag!“ meinte später der herbeigerufene Arzt. Ach, was für ein Herz hier getroffen ward, weiß Keiner, Keiner als

Johnson, der Maler.

„Die Bank!“ — Die Würfel fielen, und mit einem „Verflucht!“ schob ein kleiner buckliger Advokat, den, wie er sich selbst ausdrückte, sein vier-eckiger Cadaver nur auf die Freuden der Würfel beschränkte, dem Gewinner einen Haufen einfacher und doppelter Pistolen zu. Trocken strich Johnson, denn kein Anderer als er war der Bankrufer, das Geld zusammen.

„Sie haben heute Glück!“ rief ihm sein vis-à-vis zu, ein langer Knochenmann mit unheimlichem Blicke, ein herabgekommener Aristokrat und derzeit nur noch renommirtes Kneipgenie, mit einem Ausdruck des Vorwurfs und des Neides zu, indem seine dünnen, wächsernen Finger auf dem Grunde der ausgerissenen Westentasche den letzten Gulden zusammensuchten.

„Wollen Sie vielleicht etwas davon?“ entgegnete ihm Johnson scharf, und hielt ihm Geld entgegen, so viel er mit beiden Händen fassen konnte.

„Nur keine Spitzfindigkeiten!“ rief Einer ganz unten an der Ecke, der sich in der Rolle eines

Vermittlers wohl befand, — und die Würfel gingen weiter, ohne ferneres nicht zur Sache gehöriges Raisonnement. Und das Glück, wenn man sich gegenseitig Geld abgewinnen Glück nennen darf, blieb dem Maler heute wirklich hold. Aber in ihm mochten ganz andre Dinge vorgehen, als daß er es der Mühe werth gehalten hätte, dem Verlaufe seines Spieles auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen; mechanisch warf er die Würfel auf das grüne Tuch des Billards (denn das Billard diente hier statt des grünen Tisches, um dadurch das Geräusch der fallenden Würfel zu dämpfen) — theilnahmlos strich er den immer wachsenden Gewinn ein, und sah nur manchmal mit einer Miene voll Ekel und Verdruß auf seine vom edeln Metall glattpolirten Hände.

Betrachten wir Johnson näher, dessen Schicksal zu Ende gehen, dessen heller, glänzender Geist bald umnachtet werden sollte. — Doch greifen wir nicht vor.

Dieses aus Stirn und Schläfen heftig zurückgestrichene Haar, dieses krampfhaft Arbeiten der Muskeln um Auge und Mund, diese peinliche, krankhafte Unruhe in Johnson's ganzem Wesen deuteten schrecklich-klar auf den zerstörenden Kampf einer gemarterten, reumüthigen Seele mit einem Geiste, welcher, nur dem öffentlichen Leben angehören wollend, alle jene Privatrücksichten und Interessen bei Seite zu setzen strebte, die seinem Götzen, dem Ruhme, im Wege stehen könnten. So philosophirte er z. B.: „Was muß dem Künstler höher und näher stehen, seine Kunst oder seine Liebe? — Gibt's je in der Welt eine Frau, die es werth wäre, daß man ihr seine Kunst opfere?“

Johnson war, abgesehen seines ausgezeichneten Rufes als Künstler, was man einen geistreichen Gesellschafter nennt. Seine Art zu conversiren war ein Gemisch der heterogensten Launen; er konnte durch den weichen Ton, den er in seine Stimme legte, fast zu Thränen rühren, wie verletzen und abschrecken durch die Schroffheit seiner so oft hingeworfenen philosophischen Grundsätze. So konnte er (es ist lächerlich, es nachzusagen) mit überwallendem Gefühl von einer kleinen weggesetzten Kage sprechen, und kalthergig schweigen, wenn man ihm mittheilte, wie jener Mutter einziges Kind aus dem Fenster gestürzt sei. „Das

„sind so alltägliche Geschichten,“ sagte er dann gewöhnlich, „daß sie unser Gefühl mehr abstumpfen als verfeinern. Menschen können sich immer helfen, so auch diese Mutter; und das Kind, nun, da es drei Stock herabfiel, wird es keine Schmerzen gehabt haben, und übrigens, wer weiß, was es für eine Kreatur geworden wäre. Ein Genie wäre es sicher nicht geworden, denn solche läßt der liebe Gott nicht so früh sterben.“ — Durch derartige Sophismen machte sich Johnson, wie die Leute zu sagen pflegen, viele Feinde, was ihn aber sehr wenig kümmerte. „Wäre ich ein Dummkopf,“ erwiderte er, wenn ihm dann ein Freund rieth, sich doch mehr den Alltagsansichten der Welt zuzugesellen, „so könntest Du recht haben, mir so zu rathen; aber ich habe etwas gelernt, und es ist noch mein einziges Vergnügen, nach meiner Laune meinen Mund brauchen zu können.“ — Eben so war er im Stande, über das schöne, üppige Haar einer Dame fast bis zur Schwärmerei zu phantasiren, und fühlte sich die Signerin vielleicht dadurch geschmeichelt und vergaß sich so weit, ihm schöne Gegenreden über sein kluges Gesicht zu machen, so war er im Stande, der schönen Sprecherin ruhig zu erwidern: „Ja, meine Gnädige, Sie können recht haben, wenn Sie mein Gesicht nicht übel finden, aber was hilft's? Darunter steckt eine eben so scheußliche Knochenlarve, wie unter dem Ihrigen, Alles fault und modert, selbst dieser unendlich schöne Hals, auf den Sie stolz sein dürfen.“ —

„Sie spielen! ich weiß es,“ sagte ihm einst eine reizende, kokette Frau, die sich gern das Ansehen einer gewissen Autorität über ihn gab, was Johnson stets verdros. Daher entgegnete er ziemlich gereizt: „Wenn Sie meine Geliebte wären, würde ich vielleicht auf diese Frage antworten.“

„Sie verdienen meine Theilnahme gar nicht, abscheulicher Mensch,“ und dabei schlug sie ihn sanft mit dem Taschentuche. „Spielen Sie fort, und ruiniren Sie sich immerhin durch diese einzige Zerstreuung, wie Sie das Spiel zu nennen pflegen.“ — Wenn eine Dame zu einem Manne „abscheulicher Mensch“ sagt, ist sie niemals unversöhnlich böse — das wußte auch er. Augenblicks verschwand seine Empfindlichkeit, ver-

trauungsvoll faßte er ihre Hand, küßte sie lange und heiß, und sagte mit kaum hörbaren aber eindringlichen Worten: „Meine Theuerste, wenn Ihre Theilnahme eine echte ist, so danke ich Ihnen herzlich; aber verachten Sie mich nicht, falls ich mich ruinire, und ich werde das, es ist das Beste, was ein Mensch in meiner Lage thun kann.“ — Und hier glänzten Thränen in seinem sonst so strengen Auge. —

Dieses Auge war jetzt entzündet, es sehnte sich nach Ruhe, denn die Morgensonne warf wieder einmal ihre ersten Strahlen durch die Vorhänge, der letzte Nachtwind rüttelte mahnend an den Fenstern — aber die Würfel rollten ungestört fort.

Die Gesellschaft hatte inzwischen bedeutend abgenommen und war bereits auf fünf Köpfe zusammengeschmolzen. Johnson, der kleine Advokat, der lange Knochenmann oder das Kneipgenie, und zwei Offiziere, welche wechselseitig nach der Uhr sahen und murmelten: „Donnerwetter, wenn ich nur nicht heute auf Wache müßte!“ behaupteten noch das Feld. Der lange Knöchler hatte sich wieder mit seinem letzten Gulden erholt, und deswegen noch einen schwachen Versuch gemacht, die Bank seines Nachbarn zu sprengen. Dies war ihm aber mißgeglückt, und so ergriff er sein in ähnlichen Lagen gewöhnliches Mittel, durch Erzählung allerlei Stadtneuigkeiten die Gesellschaft zu langweilen. „Denken Sie,“ wendete er sich zuletzt gegen Johnson mit dem ordinärsten Tone, den er nur dazu anschlagen konnte, und stürzte wüthend ein Glas Champagner hinunter, „denken Sie, gestern ist auch eine alte Jungfrau abgebligt, das Fräulein von Gal“

Der Name verscholl röchelnd, denn in selbem Moment streckte Johnson's Faust den Knochenmann zu Boden.

Das Ende vom Liede.

Fast rings von Wasser umgeben, liegt auf einer schmalen Landzunge Schloß B..., jetzt eine Irrenanstalt; noch an der äußersten Spitze steht eine Windmühle, diese allein bringt mit ihren

tausenden Flügeln etwas Leben in die sonst öde Landschaft. Menschen in grauer, armseliger Kleidung gehen im Hofraume des Schlosses umher, Keines spricht mit dem Andern — es sind Irre. — In dem einen Flügel des Schlosses, dessen Mauer vom See bespült wird, wohnen die, welche sich nie mehr im Freien ergehen dürfen, — das sind die unheilbar Tollen. Da sieht man sie wie die Hunde am Boden sich wälzen, oder, den Kopf zwischen die Eisengitter zwengend, leeren Blickes in die Luft hinausstarren, oder es dringen herzzerreißende Töne aus den dunkeln Kammern, zuweilen auch wieherndes Gelächter, — das sind die Schlimmsten, sie schleppen gewöhnlich die schwere Eisenkette hinter sich her.

Aus diesem vernunftlosen Gewühl wollen wir Einen herausnehmen und ihn besonders aufmerksam betrachten, so heftig uns auch das Herz pochen mag, wenn wir dabei auf einen Mann rückblicken, der jetzt hier, des Namens „Mensch“ verlustig, nur als ein Ding erscheint. — Johnson, den seine Geliebte verließ, weil er ihr gelogen hatte, wenn auch nur, um sie gewisser zu besitzen; — der sich dann dem Spiele ergab, wenn auch nur, um darüber sein Herzeleid zu vergessen; — der beinahe zum Mörder wurde, wenn auch nur, weil er den Namen seiner Geliebten nur mit Ehrfurcht genannt wissen wollte; — der zuletzt dem Gefängniß entging, weil Wahnsinn ihn in's Narrenhaus verwies, — ihn sehen wir hier zum Schrecken aller Derer, welche, das Gewöhnliche verachtend, nur nach dem Außerordentlichen streben, oft mit Aufopferung ihres theuersten Lebensglückes, wie hier, denn Johnson liebte Leonore wirklich, oft mit Aufopferung ihrer selbst. — In einer hohen engen Zelle, die ihr spärliches Licht nur durch eine kleine Oeffnung in der Mauer empfing, schlich eine Gestalt an den Wänden umher, mit den ausgestreckten Händen die rohen Mauern sorgfältig betastend. Mit ihrem Gange schien sie ein wildes Thier im Käfig zu sein, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem Leben athmet, während jene einem Leichname gleich, der verdammt ist, statt zu ruhen, noch auf der Erde zu wandeln. —

In die noch wenigen ebenen Stellen der Mauer waren mehre Figuren in büßender Stellung ein-

gekrigelt. Darunter standen viele Worte, deren Sinn ungefähr folgender war: „Er liebt seine Kunst nimmer — weil er „Sie“ nicht mehr lieben darf — jetzt halten sie ihn gefangen — über ihm hoch im blauen Himmel wohnt ein Engel — dort wohnt er ewig — er weint über Henry Johnson — der brennt ewig — und ewig ist so lang! — Mit einem krummen Nagel hat er diese Runen geschnitten — es sind die letzten — denn dann wird er den Nagel vergraben und nichts thun, als laut zu Gott aufschreien!“ — Die Stelle, wo diese Worte der Neue eingegraben waren, wollte der arme, wahnsinnige Johnson jedenfalls suchen, daher sein Lasten mit den Händen, — denn während der fünf Jahre, die er bereits hier im Irrenhause zubrachte, traf ihn auch noch das Unglück — blind zu werden. — So sehen wir ihn erbarmungswürdig und elend vor uns, daß wir ihm gern die Hand reichen möchten, ihm unser Mitgefühl zu erkennen zu geben; aber er würde die dargebotene Hand unberührt lassen, denn er kann nicht sehen, begreifen noch fühlen, und es wird uns nur noch ein Schauder ergreifen, einen einzigen Fehler so fürchtbar geahnet zu sehen. —

* * *

Es sind zwei Jahre verflossen. Auf einem Dorfkirchhofe wird ein Grab aufgegraben, ein Sarg hineingesenkt, — das ist Johnson's, der jetzt bei Leonoren ruht, nachdem er, um mit seinen eigenen Worten zu enden: „sich lange in einer kalten, verfluchten Welt herumgetrieben.“

Z u r ü c k n a h m e .

Von Liebe ward genug gesungen?
Sprach ich dies Wort so unheilsschwer?
Die Liebe, die aus Gott entsprungen,
Sie ziemte nicht dem Säng' er mehr?

Was hielt den heitern Blick gefangen,
Was trübte mir der Seele Glanz?
Flocht ich, von ihrer Lust umfangen,
Nicht selbst des Lebens Blumenkranz?

Und dacht' ich nicht mit süßem Sehnen
An meiner Kindheit Lenz zurück,
Wo noch des Schmerzes heiße Thränen
Nicht störten meines Friedens Glück;
Wo ich den finstern Haß nicht kannte,
Wo jeder Mensch mir Bruder war,
Der Liebe heil'ge Flamme brannte
Auf meines Herzens Festaltar?

Und kann die Welt vom Gram gesunden,
Der ihr die bange Brust beschwert,
Wenn nicht die Liebe sie die Wunden
Mit sanftem Finger heilen lehrt?
Und kann aus Theilen, die gespalten
Sich trogend stehn und unbewegt,
Ein Ganzes wieder sich gestalten,
Wenn Liebe nicht die Brücke schlägt?

Sei, Liebe, du das Siegeszeichen
Der neuen Zeit, dem jungen Geist,
Das Völker sich die Hände reichen
Und Arm und Reich versöhnen heißt!
Sei du der Baum auf Blumenmatten,
Der nach dem wogenden Gesecht
Beschirmt mit seinen kühlen Schatten
Ein freies, glückliches Geschlecht!

Doch soll der Haß drum nicht entgelten,
Daß wir der Liebe sind getauft;
Wer will die Hand des Gärtners schelten,
Die aus der Saat das Unkraut rauft?
Wer schilt den Pflug, der kalt und schneidend
Der Erde Blumenschooß durchwühlt,
Auf daß sie, erst den Tod erleidend,
Ein neues Leben keimen fühlt?

Ludwig Köhler.

Niederländisches Leben.

(1844 und 1845.)

Von

S. G. Zehner.

(Schluß.)

Ich steckte schon längst wieder mit Wening, Spiegel, mit den Bürgermeistern Hooft und Rehfalk, mit den Dichtern und den zwei schönen alten Dichtermädchen Tesselschade in Van de Byver zusammen, als der wunderbare Bau des Tempels Salomonis auf den eintönigen dumpfen Wogen der holländischen Kanzelberedtsamkeit, oder vielmehr seine Geschichte an meine Ohren schwamm und mich Anfangs mit Neugierde, bald mit Lachen von meinen alten Freunden riß. Der blonde Ryziger las die Geschichte des Tempelbaues nach einem Schriftchen, das er selbst hatte drucken lassen, genau, wie sie in der Bibel steht. Er hatte den Tempel auf einem Papiere von etwa zwanzig Fuß Breite und zehn bis fünfzehn Fuß Höhe dargestellt, und handelte damit. Das Büchlein gab die biblische Geschichte und das baukünstlerische Verständniß des Werkes.

Dem Baukünstler blieb nach dem Papp, d. i. dem Buchweizenbrot, den er aus der Nachbarschaft bei einem Deutschen kaufte und mit Syrup aß, nur sehr wenig Geld. Aber die Vorlesung wandte ihm die Herzen zu, und der Krayer Lukas Rehring, mit dem ich noch ein Borreltje Schiedammer trank, sagte lebhaft und mit dem Vertrauen des Geistersehers: „Wissen Sie was? Sie müssen nach Dosten-Bellingk auf der Kaiserspracht gehen! Der Wynheer kauft es Ihnen ab!“

Am nächsten Mittag kam der Salomonische Baukünstler mit freudelachendem Gesicht in das Logementchen und erzählte: „Ich habe dreißig Gulden! — Als er es mir bezahlte, sagte ich: „Aber, Wynheer, ich weiß, ich bekomme auch einen Thaler für meinen Gang und meine Bemühung!“ — „Gewiß!“ sagte der Wynheer und gab mir noch einen Thaler dazu!“ — Die armen Skrophelngesichter lachten jetzt so glücklich, daß sie fast schön waren, Vater und Kinder tranken Kaffee, aßen Weißbrot mit Butter und Käseschnitten und blickten dabei mit einem gewissen Stolz um sich her. Und am andern Spätmorgen waren die Mädchen fast ganz hübsch geworden, das kleine Leben, das sich mit ihnen gefreut hatte, verschwunden, sie selbst sahen ruhig, fast wie häusliches Glück aus.

Es war wohl in einem Kaffeehaus in einer der großen Kanalstraßen. Ich rauchte zum Kaffee und hörte den Niederländern zu. „Die one Mejufvrouw

over heest fyftig millioen!“ sagte Einer aus dem Volke, wie man sogleich an der Sprache merkt. Es heißt: „Die alte vornehme Jungfer dadrüben hat fünfzig Millionen!“ — „Das ist noch nicht Alles“, sagte ein Anderer; „die Mynheer Van der Hoop heest tachtig millioen!“ (der Mynheer Van der Hoop hat achtzig Millionen). Van der Hoop aber ist kein Nabob; das ist ein sehr würdiger, lebenswürdiger und thätiger Mann; nebenbei gesagt: Er war wohl ein sehr schöner Mann und ist es fast noch. Ein Unglück für ihn, daß er an Gesichtskrämpfen leidet! — In einer Zeitung las ich: „Van ... kaufte für sechzig Millionen Pflanzungen zusammen; bald ist er der alleinige Herr der Insel.“ Solchen Summchen begegnet man im Umgang und in den Zeitungen.

Nicht den Vorfahren und Ahnen der Nabobs, wenigstens nicht den meisten, wohl aber den Nachkommen eben mit diesem Namen, stehen viele reiche Bürger und Bürgerinnen, schon viele Handwerker, Ausländer und Inländer, die sich in Amsterdam oder andern großen Städten niederließen oder einen Haushalt stifteten, noch mehr und meistens die Wirthe und Wirthinnen, wie Lied und Heldengedicht, wie Lust- und Schauspiel, mitunter wie Trauerspiel zum Anfang, und als lauter Wirklichkeit, gegenüber.

„Ja“, sagte meine Wirthin im „Goldnen Löwen“ tief unten in der Teufelsackerstraße — denn der rechte Name der Gasse fällt mir eben nicht ein — „ich kaufte die Orgel um dreihundert“ — oder sagte sie gar „fünfhundert Gulden.“ Sie erzählte einer Künstlergesellschaft von blinden und sehenden Sängern und Drehorganisten, „sie hatte einen vortrefflichen Bass!“ Das gab mir den ersten Blick auf den Stammbaum und die Lebensgeschichte meiner Freundin Lebecker-Crassé. Wie ihr allererster Mann hieß, erfuhr ich nicht; der zweite, Lebecker, war noch nach seinem Tode sehr geachtet, und seine Frau wurde noch oft nach ihm genannt.

Die Künstler unterhielten sich nun mit einander. „Der große, blinde Joseph“, sagte Jan van Dam, ein Schlaupkopf von Drehorganist, „verdiente täglich — — fünf und zwanzig Gulden.“ Man denke sich mein Erstaunen, als Jedermann in der Gesellschaft zu der Ministereinnahme des blinden Straßensängers Ja sagte! Mich freuten der Blinde, die Niederländer und der liebe Gott. „Auf der Kirmes zu Harderwyk nahm ich täglich zehn Gulden ein!“ sagte ein Organist ohne Klagen über böse Zeiten, und die Organisten, Sänger und Sängerinnen lebten gesund, anständig, reichlich, ohne je von der Regel zu weichen.

Menschen, Tage und Monden gingen und kamen, endlich ein Morgen. Meine Wirthin hatte bis daher nur holländisch und fast nur das Holländische des Volkes gesprochen. Einem Genfer Schweizer, der kein holländisches und deutsches Wort verstand, beschrieb ich den Weg zu dem schweizer Consul an dem Judenher-

renkanal. Da fehlte denn der eine und der andere Name einer Straße, die näher führt. Meine Wirthin trat zu uns und leitete uns in gebildetem und gelenktem Französisch auf den richtigen Weg. Nie hörte ich sie späterhin fraanzösisch sprechen, und wenn ich es einmal in der Laune that, baten ihre Blicke, es nicht zu thun. Aber ich überzeugte mich, daß sie auch recht gut deutsch verstand. So war der stille Bund zwischen der greisen, klugen Frau Drehorganistin und Wirthin und mir geschlossen. Sie beobachtete Deutsche, Franzosen, Italiener, Romanen, und dazu die Niederländer und Belgier aller Provinzen, die treuherzig in ihrer Mundart oder ihrem Kauderwälsch mit einander plauderten. Meine Frau Wirthin, die von der Drehorgel auf dienste, besaß drei Häuser in der Stadt Amsterdam, ihr Sohn ist der wohlhabende Zapf- und Billardwirth Crassé in der Reguliers-Bréestraat, in der Breiten Straße; die Mutter ist eine Frau von 150 — 200,000 Gulden.

Seit den „Geheimnissen von Paris und Berlin“ von Eugène Sue und Braß legt man einen andern Maßstab an die Sittlichkeit von Weltstädten und Stadtwelten, zu denen Amsterdam gehört, unter denen es eine Ausmündung und Einmündung aller Völker, aller Schicksale, Laster und Tugenden, Kräfte und Schwächen ist.

Unsre lästernen reisenden Dichter erzählten so traurig und so glühend von den Sträußermädchen und den Stubenmädchen in der Schweiz, in Baden und Württemberg, zu Wien, Hamburg und Berlin: ich will erst von den Blumenweibern der Niederlande berichten. Ich glaube, daß es da auch Blumenmädchen giebt; aber ich sah keines.

„Gree tje“ war ein blondes, schlankes Weib, ein schöner Kopf mit blauen Augen und darin mit allen Gedanken und Leidenschaften einer gebildeten Vergangenheit und des gegenwärtigen sittlichen Glends und seiner Stellung und Lage. Es war die Frau eines Beamten, von ihm geschieden, an einem Beine lahm, machte gebackne Blumen, verkaufte sie an die Herren, und hatte immer ziemlich viel Geld für sich und seinen „Geliebten“, den wilden „Philipp“. Es hielt sich sittenfam, wenn es sich nicht gerade ankleidete, was zum Theil in dem Gastzimmer geschah. Die nackte Brust, und wenn es die Stiefelchen band, die Wade, erinnerten doch an die Mathematik, von der der lose Vogel Heine spricht. — „Anntje“ hatte zwei gesunde Beine, viel gesundes Fleisch, einen starken Kopf, gebackne Blumen und ein Töchterchen, das auch Kennchen hieß, von zehn bis zwölf Jahren. Das kleine Anntje kaufte mir Lichter, Butter und Käse, und bekam von dem Ooma, Dheim, wie es Jedermann nannte, ein oder zwei „Gantjes“. Das kleine Anntje sah in der ganzen Gesellschaft so wenig Böses als die Söhne des jungen Crassé Augustchen, Pietje oder Peterchen und Heere-

mannetje oder Hermännchen; aber es hörte sehr viel Böses und Rohes, was die Blüthe vor der Frucht verderben konnte. Auch das große Antje hatte Geld und lebte da sehr besonnen mit strenger Sittlichkeit. Es fällt selbst dem Schein nie schwer, sich in roher oder wilder Gesellschaft eine gewisse Achtung zu erhalten; wie viel leichter der ernsten, starken Gesinnung? Eine regelmäßige Beschäftigung, über dem Erfahrungs- und Bildungskreise der Gesellschaft, ist das sicherste Mittel zur Achtung. Und ich war in die niederländische Geschichte vertieft, las und zog aus in fünf Morgen- und fünf Nachmittagsstunden, und holte mir bei Männern und Weibern und bekam manchen wichtigen Aufschluß besonde s aus der Amsterdamer Geschichte, und Lukas Rehring sagte mir ein schönes Räthsel in die Feder.

Mein Gasthäuschen — ich warne jeden Deutschen, der nach Holland kommt, nach einem „Gasthaus“ zu fragen, weil er dann jedenfalls in ein Spital gewiesen und im eigentlichen Sinne genarrt wird *). Er muß nach einem „Logement“ oder „Hôtel“ fragen — war eine Slaapstede, eine Schlafstätte, in der man um einen holländischen Viertelgulden schläft und des Morgens eine Tasse schwachen Kaffees, ohne Zucker und Brot, trinkt. Und nun wollen wir an die Küche denken: Wer gut und reinlich, bei Leibe sage ich nicht billig, essen will, thut wohl, wenn er sich an einen Haushalt oder an eine Gesellschaft anschließt. Die Küchenrechnung ist dann wie folgt: $\frac{1}{2}$ Cent brennenden Torf, 1 Cent geschälte Eichenäste, 1 Cent Wasser, 1 Cent Salz, 3 Cent Kartoffeln, die man selbst schält, 1 Cent Butter, 1 Cent Senf, für einen gesunden Esser 1 Dubbeltje (gute 6 Kreuzer) Schellfisch und Rindfleisch; man macht das Feuer selbst an, unterhält es, kocht und brät, die Wirthin giebt Messer und Gabeln, und die Mittags- oder Abendtafel ist bestellt und bereit. Das große Antje ist eine vortreffliche Köchin und sorgte mir lange für ein gutes Mittagessen, wo für ich ihm danke, so lange ich lebe. Ich bezahlte ihm ein Quartje.

Des Abends plauderte ich mit den Fischern aus der Umgegend von Amsterdam. Sie kommen den Sonntag und gehen den Samstag Abend nach Hause. Es waren immer sechs bis acht, Junge und Alte, Väter und Söhne, und Van der Wal — ich glaube von Huisen — mein geheimer Rath. Wir aßen Schellfisch mit Kartoffeln und Senf- und Buttertunke, oder Kartoffeln mit einer Tunke von ausgebratenem Speck, wovon die Schnitten gewissenhaft gezählt und ausgetheilt wurden. Aber das kostete mich immer „eer quartje“, was gewiß nicht geheuer war, obgleich die Fischer sehr fromm waren und vor dem Essen und darnach hinter ihren grauen wollenen Spiz- oder Topfmützen beteten

*) Denn Gasthuis bedeutet ein Spital.

oder wenigstens die Köpfe dahinter steckten. Mit den Getränken hält es der Niederländer unsrer Gesellschaft so: Der wohlhabende Kartel und der reiche Müller Jantje tranken um 7 oder 8 Uhr Thee, der mit Milch 5 Cents kostete. Dazu aßen sie zwei mächtige Doppelfstücke Butterbrod mit Kässcheiben auf der Butter; das machte wohl 5 Cents. Um 8 oder 9 Uhr tranken sie Kaffee. Die Andern tranken 1 Kämpchen = 2,3 Schälchen Kaffee, nicht ohne Saß, um 5 Cents. Die Wirthin besorgte ihn. Sie aßen Brod wie die Andern. Um 10 oder 11 Uhr kam der zweite, um 4 oder 5 Uhr der dritte Kaffee. Wir tranken und — aßen einander zu, Gäste und Wirthin. „Lust U een aardappellje, 'e helge schellevisch?“ hieß es und ging es da der Reihe nach um, und wie gerade der Eine oder der Andre früher oder später aß oder trank. Wer Geld hatte, trank darnach in einer Papferei zum Amsterdamsch Handelsblad ein Klarchen, das ist ein Glas Genever mit Zucker oder auch ohne ihn um 5 oder 10 Cents und rauchte eine Pfeife, die Andern daheim plauderten, stimmten oder probirten die Orgeln, tanzten darnach, oder tanzten mit einander, oder gingen schlafen.

Jeder Mensch sucht, wenn auch in einer Täuschung, die er fühlt oder mitunter einsieht und worüber er lächelt, seine Bestimmung zu erreichen. So will der Mann Vater und Herrscher in einem Haushalte sein, das Weib durch Unterthänigkeit und Sorge den Haushalt und den Beherrscher beherrschen.

In dem Staatszimmer des Gasthauses schlief mit mir Einer von den Angestellten bei den städtischen Accisen. Er hatte ein schweres Amt und ging oder fuhr mit seinen Leuten bei Tag oder bei Nacht auf dem Y, um die Schmuggler zu fangen, war schon ziemlich bei Jahren, sehr fest und gesund und hatte wie der Bacheracher Wein alles böse Wasser ausgefroren. Der Herr hieß Föck oder Feuk, was der Niederländer wie jenes ausspricht, hatte einst in einer großen Handlung eine der ersten Stellen inne und viele Erfahrungen von vielen Reisen. Der König Hieronymus von Westphalen und die Napoleonshöhe kosteten Föck einst viele preussische Thaler; mein freisinniger Landesherr, Ronge's Gastfreund, wohnt eben da, seit sie wieder die Wilhelmshöhe heißt; so wurden wir auf den Höhen der Menschheit mit einander bekannt.

Föck hatte eine gläserne Zuckerbüchse, den Ehrenplatz der Gesellschaft, nämlich an dem Tische der Frau Grassé, das schönste Kämpchen und die Mitherrschaft über Augustje, Pietje und Heeremannetje. Sogar die Mi, ein Mädchen mit einem gefährlichen Mundwerk, scheute ihn. Er gab der Hausfrau seinen Rath mit einer gewissen Entschiedenheit, aber die Geister hatten es vermittelt, daß es gerade die Gedanken der Frau Grassé waren. So geschah es am Abend und am Morgen. Föck war aber doch das Lämmchen im

Hause, und auch seine Wollie blieb unten bei der Mutter und oben bei dem Sohne, wo er des Abends seine zwei Klarchen mit Zucker trank. Bei gar zu bösem Wetter las er Romane, einst der lebendige, lebenslustige, sprudelnde, wilde, noch jetzt schöne Kaufmann!

Zu Bos und seinen Klarchen kam täglich ein- bis zweimal ein Gast, der wohl auch bis zu einem Rausch oder zum Nachtessen und bis gegen 10 Uhr blieb. Wer ihn nach seinem Geschäft fragte, erfuhr, „daß er ein Fischer war.“ Seine Unterhaltung, die sich um Snoeks (Hechte), Scholletjes, kleine Schollen und dergleichen drehte, ließ an eigentlichen Fischer glauben. Ein und das andre Nachtvögelchen, das man nicht an den Federn, sondern an den Blicken erkannte, flog ein und aus, wurde von dem Herrn geküßt und munkelte mit dem verheiratheten Manne. Doch es giebt leider viele liederliche Ehemänner, und so kann es auch einmal einen unter den Fischern geben. Endlich kam es durch einen andern Gast heraus: er war ein sinnbildlicher Fischer, wie der heilige Petrus, der Menschen und goldene Pfennige fischte. Er hatte ein nachthuis (Nacht haus) im Nest, nicht weit vom Zeebyl. Nach polizeilicher Vorschrift fing sein Tag und Fischzug Punkt 10 Uhr Abends an und endete Punkt 4 Uhr Morgens. Im

weiten Saale saßen ringsum die Damen in blühendem Kranz, und die Ritter der jüngsten Zeit dienten ihnen mit dem Blute der Traube, in der die Sonne des Vorgebirgs der guten Hoffnung und Spaniens glüht, mit dem Weine der flüchtigen Begeisterung der Champagne, und mit dem Leckersten der Koch- und Bäckerkunst. Strauß, Lanner und Morelly spielen mit einem Tochterorchester auf, im Reigen schwingen sich die Paare. Der Anstand selbst führt ihn an. Doch sind es nur leichte Mädchen, mit denen leichte Herren tanzen. Im Nacht haus lernen der Leichtsinn, die Ueppigkeit und die Gewissenlosigkeit einander kennen. Die Mädchen wohnen hier und da in der Stadt. So schilderte mit ein Student diese Häuser vor siebenundzwanzig Jahren und setzte hinzu: „Würdige Aeltern gehen mit ihren Söhnen und Töchtern dahin, um zuzuschauen, ohne Gefahr, da man die äußeren Regeln auf das Strengste wahrt: ein kühner Versuch der sittlichen Erziehung!“ So, aber ohne diese Besuche zu erwähnen, schilderten Amsterdamer das Leben in jenen Häusern. Denn ich selbst konnte mich nicht entschließen, dahin zu gehen. Die Musiker sind meistens Deutsche, und Einer des dritten Ranges, der dritten Clarinette, bezog einen Jahresgehalt von sechshundert Gulden.

Literatur und Kunst.

Handbuch der deutschen Pressgesetzgebung von D. J. Th. Schletter. Leipzig, Steinacker. 1846.

Die Buchhändlerannoncen beim Erscheinen neuer Werke kündigen diese nicht selten als „Abhilfe eines sehr fühlbaren Bedürfnisses“, als „Jedem Gebildeten unentbehrlich“ und in ähnlichen Phrasen an, so daß wirklich der Unbefangene zu dem Wahne verleitet werden könnte, der literarische Markt bringe nur Nützliches und Treffliches. Bei näherer Ansicht wird man indeß gar bald gewahr, daß gerade die auf solche Manier empfohlenen Producte zum großen Theile werthlos oder doch unbedeutend sind. Bei dem vorangezeigten Werke ist eine derartige Anpreisung nicht erfolgt, und doch darf die Kritik es aussprechen: es gehört wirklich zu der immerhin verhältnißmäßig nicht bedeutenden Zahl von Werken, welche einem Bedürfnisse nicht nur entgegenkommen, sondern ihm auch in möglichst genügender Weise abhelfen, und es ist, wenn auch nicht Jedem, doch allen Schriftstellern, Verlegern, den Beamten, welche vermöge ihrer Stellung in einem Verhältnisse zur

Literatur sich befinden, wirklich unentbehrlich, und für alle tiefer eingehenden Literaturfreunde ein sehr werthvolles Buch. Denn es gewährt eine leichte und wohlgeordnete Uebersicht aller gesetzlichen Bestimmungen über literarisches Eigenthum und Presse recht (Censurgesetze, wenn man so will) in sämtlichen deutschen Bundesstaaten bis auf die neueste Zeit, und bietet Alles hierauf Bezügliche, soweit es aus gedruckt vorliegenden legislatorischen Werken und Sammlungen, wie aus sonstigen Mittheilungen dem Verf. irgend zugänglich war, in geordneter Reihenfolge, so daß dadurch die unendliche Mühe des Nachschlagens in einer Anzahl verschiedener, oft sogar schwer zugänglicher Werke erspart wird. Daß das Werk zunächst eine Compilation, versteht sich von selbst. Allein dieser Umstand schmälert das Verdienst des Verfs. in keiner Weise, weil derartige Compilationen bei der großen Masse und der Zerstreung des hierher gehörigen Stoffes allen Betheiligten wahres Bedürfnis sind. Wenn der Verf. als Zweck der Sammlung angiebt, das geltende Recht des literarischen Eigenthums in möglichster Vollständigkeit

Zeit mit den Worten der gesetzlichen Bestimmungen in chronologischer Reihenfolge darzustellen, so dürfen wir diesen Zweck als vollständig erreicht ansehen, da uns wesentliche Mängel nirgend aufgestoßen sind, und etwaige kleine Versehen weniger dem Verf. zur Last fallen, als denen, auf deren Mittheilungen er sich zu verlassen gezwungen war. Das leuchtet ein. — Die eigentlichen Pressegesetze (zweite Abtheilung), namentlich so weit sie, abgesehen von Censurinstructionen, die ja gewöhnlich nicht publicirt werden, auf Bücherverbote oder dergleichen sich beziehen, waren vollständig gar nicht zu geben. Denn es ist ja bekannt, wie derartige legislatorische Bestimmungen, seien sie nun transitorisch oder nicht, in höchst seltenen Fällen nur zur vollen Publicität gelangen: ist dies doch selbst in Bezug auf hier einschlagende Bundesbeschlüsse mehrfach vorgekommen. Und die aus diesem Umstande hervorgehende Unsicherheit des betreffenden Rechtszustandes ist eine sehr beklagenswerthe. Indeß hat der Verf. auch hier wenigstens sein Möglichstes gethan. Die werthvolle geschichtliche Einleitung weist die Entwicklung der Gesetzgebung über literarisches Eigenthum seit etwa zwanzig Jahren nach, welche vorzugsweise den Bemühungen der preussischen Regierung zu danken ist, wie das der Verf. sehr klar nachweist. Eine ähnliche historische Einleitung zur zweiten Abtheilung zu geben, hat der Verf. nicht unternommen wollen, „nicht blos“ (sagt er, S. X.) „weil ich es im Allgemeinen mit der Würde der Wissenschaft nicht vereinbar halte, sich zu einem Institute, wie die Censur, herabzulassen, die mit der Gewalt ihrer unwillkürlichen Willkür der freien Entfaltung der Wissenschaft nur hundertfältige Hemmnisse, keine einzige Förderung bereitet hat; sondern auch, weil es speciell der Rechtswissenschaft widerstrebt, diese Negation des Rechts zum Gegenstand einer separaten Behandlung zu machen.“ — Wir müssen das Buch wiederholt empfehlen, und hätten nur gewünscht, daß die Verlags-handlung den Preis (1 $\frac{1}{2}$ Thlr.) etwas niedriger zu stellen sich veranlaßt gefunden hätte.

Die Grundgesetze des deutschen Bundes, vom Legationsrath von Mayer. Frankfurt a. M., Bofelli. 1845.

Der Herausgeber ist auf diesem Gebiete der Literatur schon längst als tüchtig anerkannt. Auch ist das vorliegende Werkchen eigentlich kein neues, sondern nur eine freilich wesentlich umgestaltete, innerlich und äußerlich vielfach verbesserte Auflage eines früheren, ähnlichen, im Buchhandel längst vergriffenen. Daß indeß ein solches — die Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes übersichtlich und doch streng urkundlich enthaltend — nicht nur ein interessantes, sondern ein wesentlich nothwendiges sei, in einer Zeit, welche das politische Element als ihr eigenstes Lebenselement ansprechen darf, bedarf wohl keines Beweises, zumal

die hier einschlagenden Gesetze selbst bei Klüber nicht ganz fehlerfrei abgedruckt erscheinen. Der Herausgeber bietet hier dem Publikum eine gewissermaßen officiële Handausgabe der deutschen Bundes- und Schlußacte, nach Ordnung der ersteren vereinigt, nebst den wichtigsten Territorialbestimmungen und organischen Gesetzen des Bundes, in Beilagen, welche zunächst enthalten: die Constatirung des Bundes, seine Mitglieder und deren Gebiete, und die Bundesverfassung, bei letzterer: die Austrägal-, die Executionsordnung, sodann die Beschlüsse über Universitäten, landständische Verfassungen (mit dem Schiedsgerichte etc.), die Presse, über Vereine, Versammlungen, Petitionsrecht; dann über die Kosten der Bundesversammlung, nebst den Matrikeln, dem Vertheidigungs- und Militäretat u. s. w. — Alles zusammengestellt aus den Bundestagsverhandlungen und Beschlüssen bis zum Jahre 1844. Wir empfehlen das gut und übersichtlich ausgestattete Werkchen und freuen uns auf des Herausgebers größere, diesen Gegenstand in mehr wissenschaftlicher Weise — als Commentar für dieses Handbüchlein — behandelnde Arbeit, welche er in Aussicht stellt.

Ueber die Verhältnisse der Buchhandlung J. A. Brockhaus zu Hr. D. Eckermann in Beziehung auf das Werk: „Gespräche mit Göthe“. Leipzig. 1846.

Wir würden Anstand genommen haben, dieses Schriftchens, das eine aus den Acten entnommene Darstellung des im Titel angegebenen Verhältnisses der beiden genannten Parteien enthält, hier noch zu erwähnen, da dasselbe nicht im Wege des Buchhandels zu erlangen, sondern nur als Manuscript zur unentgeltlichen Vertheilung gedruckt ist. Allein es ist über jenes Verhältniß seiner Zeit auch in öffentlichen Blättern so viel, zum Theil Irriges, ja Unwahres und für die ehrenwerthe Verlags-handlung Verleidendes und Schädliches gesagt und gemeint worden, daß wir es für unsere Pflicht halten, da uns ein Exemplar jener in vielfacher Rücksicht, auch in Bezug auf äußere Verhältnisse und Lage des Buchhandels und der Literatur, interessanten Schrift durch die Herausgeber (Herrn Fr. und Heinr. Brockhaus) zugegangen ist, kurz das Resultat jener wahrhaft ungläublichen Uebereilung in der Handlungsweise des D. Eckermann auch hier zur Publicität zu bringen — ein Resultat, das freilich die von keinem Unbefangenen je auch nur im Mindesten bezweifelte Ehrenhaftigkeit und Solidität jener Verlags-handlung ins hellste Licht stellt. D. Eckermann glaubte sich nämlich durch die Handlung Br. in seinen pecuniären Ansprüchen auf die in deren Verlag von ihm edirten zwei Bändchen des Werkes: „Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens“, widerrechtlich benachtheiligt und verkürzt, und stellte auf Grund dieser Meinung eine Entschädigungsforderung von 10,000 Thalern, unter der Drohung,

bei Abweisung derselben, Criminaluntersuchung wegen Betrugs und civilrechtliche Klage auf jene Entschädigung gegen die Handlung anzustellen, nachdem er sieben Jahre lang im freundschaftlichsten Vernehmen mit den Inhabern derselben gestanden. Jene Forderung ward natürlich abgewiesen, und darauf Seitens des r. G. die Criminaluntersuchung im Jahre 1843 mit dem Antrage auf Arbeitshausstrafe von 1 — 6 Jahren (nach Art. 245, cf. 223 des Strafgesetzbuchs) extrahirt und gleichzeitig die Civilklage wegen einer Entschädigungsforderung von mehr als 10,000 Thalern angemeldet. In Bezug auf letztere sahen sich die Verklagten zur Provocationsklage veranlaßt, und da dessenungeachtet und trotz der mehrmals ihm eingeräumten Frist G. die Hauptklage nicht anstellte, so ward ihm endlich durch Erkenntniß des Leipziger Handelsgerichts, unter Bestätigung des Appellationsgerichts „des behaupteten Anspruchs halber ein ewiges Stillschweigen auferlegt“. Die vorläufige Vernehmung des Angeschuldigten in der Criminaluntersuchung ergab durchaus nicht den mindesten begründeten Verdacht, und das Criminalamt beschloß deshalb Einstellung des Verfahrens. Da indeß G. darüber sich beschwerte, so ordnete das Appellationsgericht Fortsetzung desselben an, und diese Anordnung konnte auch den Herren Brockhaus nur im höchsten Grade erwünscht sein, da es nur auf diesem Wege möglich war, ihnen eine glänzende Rechtsfertigung zu verschaffen. Diese ist denn auch, nachdem die Untersuchung mit größter Sorgfalt und Ge-

nauigkeit geführt worden, durch rechtskräftiges Erkenntniß (der Denunciant hatte nochmals Appellation eingelegt) vollständig und in der Art erfolgt, wie es bei der längst anerkannten Rechtlichkeit und Solidität der wackern Verlags-handlung zu erwarten stand, so daß auf ihr auch nicht der geringfügigste Makel haften geblieben. Die vorliegende actenmäßige Mittheilung weist das Alles auf's Genaueste nach, und es mag jedem Leser überlassen bleiben, sich sein Urtheil über die Handlungsweise des D. Eckermann und seine Motive selbst zu bilden. Ein Anhang zu jener Darstellung aber bringt noch eine ungeheure Raibetät (?) in die Sache. Das Erkenntniß war unterm 26. Juni 1845 ergangen, und unterm 10. August desselben Jahres bot D. G., als sei gar nichts vorgefallen, den Herren B. ein drittes Bändchen seiner „Gespräche“ auf's Neue zum Verlag an. Die vom 18. August datirte Ablehnung dieses Anerbietens ist allerdings scharf, ja schneidend und bitter, und wir hätten sie milder gewünscht, zumal wenn sie sogleich für die Deffentlichkeit bestimmt war; indeß dürfen wir nach dem, was vorausgegangen, diese Form gewiß verzeihlich finden. Es ist schade, daß die Schrift nicht durch den Buchhandel zu beziehen ist; sie würde ohne Zweifel die allgemeine Theilnahme zur Ehre der Verlags-handlung finden, die sie mit volstem Rechte verdient, und das trotz G.'s Gegenschrist, die eben nur die Wahrheit der B.'schen Darstellung auf's Neue bestätigt.

36.

D r e s d e n .

L i t e r a t u r .

Merkwürdigkeiten Dresdens und der Umgegend. Sechste Aufl. von J. G. Wiemann. Dresden und Leipzig, Arnold. 1846.

Unsere Anzeige dieser neuesten Auflage des von R. und W. A. Lindau zuerst ins Dasein gerufenen Fremdenführers hat sich etwas verspätet aus Gründen, deren Beseitigung nicht in unsrer Hand lag. Es ist dadurch dem längst bekannten und nach Verdienst gewürdigten Buche ein Nachtheil nicht erwachsen. Spricht ja doch schon der Umstand, daß dasselbe schon in sechster Auflage vorliegt, klar genug dafür, daß seine Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit vielseitig anerkannt worden.

Wir dürfen es ebenfalls aus voller Ueberzeugung, seiner Vollständigkeit und Detailausführung wegen mit Recht allen Denen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, ein übersichtliches und zur Orientirung genügendes Bild Dresdens und der nächsten Umgebungen — außer der sächsischen Schweiz — mit allen ihren Sehenswürdigkeiten sich zu verschaffen. Das Buch ist einer der besten Fremdenführer, die wir besitzen. Wenn diese Auflage sich eine „zum Theil umgearbeitete und vermehrte“ nennt, so ist das in Bezug auf einzelne Abschnitte vollkommen der Wahrheit gemäß. Doch haben wir zu bedauern, daß der Herausgeber bei dieser Umarbeitung nicht mit noch größerer Sorgfalt und Genauigkeit verfahren ist, daß er mit einer hier am wenigsten zu billigen Flüchtigkeit einzelne Angaben der früheren Ausgaben, die bei deren Erscheinen ganz richtig sein mo-

105 *

ten, hat stehen lassen, welche im Laufe der Jahre sich geändert haben. Diese Behauptung mit Beispielen zu belegen, würde hier jetzt zu weit führen. Sie ist gegründet; indeß sind glücklicherweise diese einzelnen Unrichtigkeiten von nicht besonderer Erheblichkeit, wenigstens werden sie dem Fremden, der sich des Buches bedient, keinerlei Nachtheil bereiten, und mögen insofern indifferent genannt werden. Das Buch empfiehlt sich durch saubere Ausstattung, und der Grundriß der Stadt (mit dem Baue der beiden von hier ausgehenden Eisenbahnen) nebst den beigefügten Ansichten, die allerdings hier und da etwas feiner ausgeführt sein könnten, ist eine angenehme Zugabe. 18.

Königl. Hoftheater.

Sonntag, 16. Aug. Zum ersten Male:

Der Schiffbruch der Medusa. Oper in 4 Acten, Musik von C. G. Reissiger.

Endlich wieder haben wir über eine neue Oper zu berichten. Es sind seit der letzten Novität auf diesem Felde hiesiger Bühnenthätigkeit (Gluck's Alceste) grade sechs Wonden verflossen; denn J. Miller's Operette, welche wir zu hören behindert waren, kann der Natur der Sache nach hierbei nicht zählen.

Reissiger's Thätigkeit für dramatische Composition hatte seit Jahren geruht, ja es war auch seit langer Zeit keine seiner frühern Opern hier in Scene gegangen, obwohl seine „Adele de Foix“ im Jahre 1843 wochenlang auf dem Repertoire stand, und dann, ohne die Hindernisse, welche ihrer Aufführung sich entgegenstellten, überwinden zu können, spurlos wieder von demselben verschwand. Man mußte also um so gespannter auf dieses neue Werk sein, namentlich wenn man in Erwägung zog, daß den früheren Arbeiten des Componisten in diesem Genre in gewissem Grade das eben mangelte, was eine eingreifende und durchgreifende Wirkung bedingt, und was auch durch die tüchtigste Arbeit an sich nicht ersetzt werden kann: das eigentlich dramatische Element, das nirgend in jener Concentration sich darstellte, welche für die Bühnenwirksamkeit unerlässlich ist. Das lag zum Theil an der Wahl der Sujets, die oft nicht eben angethan waren, zu dramatischer Conception zu begeistern — zum Theil auch in der musikalischen Auffassung, die sich nicht selten in Einzelheiten zersplitterte, Einzelnes mit entschiedener Vorliebe, und dann allerdings wahrhaft schön erfaßte und behandelte, darüber aber das große Ganze aus dem

Auge verlor, und auf Kosten dieses das Particuläre zu sehr hervorhob. Dadurch ward denn natürlich der Gesammtentwicklung Eintrag gethan, ja dieselbe wohl gänzlich vernichtet.

In dem vorliegenden neuen Werke haben wir nun einen entschiedenen Fortschritt anzuerkennen. Die Wahl des Sujets — nach dem Französischen — darf als eine passende bezeichnet werden, wenn dasselbe auch mehr theatralisch als dramatisch wirksam ist. Denn nur die beiden äußersten Punkte des Drama: die Schürzung und die Lösung des Knotens, sind hier gegeben (im ersten und vierten Acte), während von einer vor den Augen des Zuschauers erfolgenden Entwicklung, sei es in Bezug auf die Handlung, sei es in Bezug auf die einzelnen Charaktere, nicht die Rede ist. Denn der zweite und dritte Act bieten nur Situationen, allerdings theatralisch wirksame, aber auch weiter nichts. Wenigstens wird man den Edelmuth Urban's, der selbst fast verschmachtend den letzten Cabertrunk mit seinem Todfeinde theilt, eben so wenig als den Tod des Maurice in dieser Beziehung sonderlich hoch anschlagen können. Die tropische Taufe mit ihren Festlichkeiten (wie kommt aber nur eine Solotänzerin auf ein Kriegsschiff?) ist eben nur ein theatralisches Intermezzo, berechnet, den Gegensatz zwischen toller Ausgelassenheit und tiefstem Jammer (dem Schiffbruche) recht grell hervortreten zu lassen. Bei alle dem hat die Bühnenwirksamkeit des Sujets viel Anerkennung gefunden. Denn es ist früher schon als Drama, ja als Ballet (!) bearbeitet, und dann von Pilati und Flotow, später von dem Letztern allein nach W. Friedrich's (Riese's) Bearbeitung als Oper behandelt worden.

Die Charakteristik der einzelnen handelnden Personen blieb nun dem Componisten allein überlassen; der Dichter hatte sie ja kaum auf das Flüchtigste skizzirt! Und bei dem durch die Episoden unvermeidlich gewordenen Auseinanderfallen der Haupthandlung war eben auch dem Componisten die Aufgabe zugefallen, in der Musik nach Möglichkeit zu concentriren und über den allerdings leicht verlockenden Einzelheiten die Rücksicht auf das Ganze nicht aus dem Auge zu verlieren, vielmehr durch thuntlichstes Zusammenfassen jene Einheit zu erzielen, welche die dramatische Wirksamkeit bedingt.

Wir dürfen behaupten, daß Dieses unserm Componisten in hohem Grade gelungen sei. Es ist nicht zu leugnen, daß im ersten wie im letzten Acte sich einige Längen bemerklich machen, was zum Theil in der Einführung des Kernadee, der komischen Person, liegt, die indeß im Interesse des Ganzen nicht wohl zu umgehen war; zum Theil aber auch in dem schon oben hervorgehobenen Uebelstande, daß gerade in diese beiden Acte die gesammte Handlung der Oper sich zusammendrängt, und die einzelnen Partien nun grade hier auch musikalisch bedacht werden mußten. Indes werden diese Längen eben deshalb sich schwer beseitigen lassen, und sie

arten wenigstens nirgend zur Unerträglichkeit aus, sind auch vielleicht hier und da noch durch ein eingreifendes Spiel etwas zu decken.

Originalität im höchsten Sinne des Wortes werden wir allerdings der Composition nicht beilegen können. Das sagen wir nicht etwa deshalb, weil uns in einzelnen Stellen Reminiscenzen aufgestoßen sind (aber nicht aus Wagner's fliegendem Holländer, wie Unverstand oder Bosheit hat behaupten wollen); die mögen wir uns in solcher Weise, wo sie der Eigenthümlichkeit des Componisten im Ganzen keinen Eintrag thun, schon noch gefallen lassen. Aber hübsche, melodische Erfindung, ansprechende Cantilenen, Innigkeit der Empfindung, klare Charakteristik, in nicht wenigen Momenten Großartigkeit der musikalischen Conception (wir erinnern an den Schiffbruch, die Scenen auf dem Flosse — unstreitig die schönste Musik der ganzen Oper —, das Finale des letzten Actes), Einheit des Stils in echt deutscher Weise, haben wir rühmend anzuerkennen, und wünschten in Bezug auf den letzten Punkt nur, daß die ganze Haupthandlung auf deutschen Boden verlegt worden wäre. Wir glauben, das Interesse würde dadurch noch gesteigert worden sein, wie denn ohne Zweifel auch der Umstand dasselbe bedeutend erhob, daß das Sujet aus der Wirklichkeit der bürgerlichen Lebenssphäre entnommen ist. Man hat die seufzenden und girrenden oder wüthenden und tobenden Prinzen etc. auf der Bühne, eben so wie die Feen und Geister, recht herzlich satt.

Daß die harmonische Behandlung eine nach allen Seiten tüchtige, versteht sich bei Reissiger von selbst. Nur scheint sie uns hier und da mit zu großer Vorliebe bedacht, denn in einzelnen Stellen thun die — übrigens wohlgeführten und interessanten — Bässe der Wirkung der Melodie fast Eintrag, und die imitatorische, bisweilen fast canonische Anlage einzelner Chöre macht deren Ausführung auf der Bühne schwierig, ohne ihren Eindruck zu erhöhen: wir erinnern gleich an den Introductionsschor. Die Instrumentirung ist wirkungsvoll, klar und sauber, und nur an sehr wenigen Stellen der Singstimme überlegen; auch die formelle Behandlung der einzelnen Piecen verdient im Allgemeinen das Lob einer sehr gerundeten und in sich abgeschlossenen. Die Oper wird allerdings nicht einen (zweifelhaften und oft sehr schnell erlöschenden) Enthusiasmus hervorrufen, aber sie wird bei irgend leidlicher Ausführung gewiß überall verdienten Beifall finden, wie das auch hier heute der Fall war, wo die Wiederholung der Ouvertüre begehrt und der Componist dreimal gerufen ward. Daß dies auch nach dem dritten Acte — dem musikalisch tüchtigsten, aber für ein gewöhnliches Theaterpublikum durchaus nicht berechneten — der Fall war, lieferte den erfreulichen Beweis, daß das Werk einen verständigen Zuhörerkreis versammelt hatte.

Sollen wir noch auf Einzelnes eingehen, so haben wir zunächst die Ouvertüre als ein sehr wirkungsvolles,

wenn auch am wenigsten originelles Musikstück hervorzuheben. Der Introductionsschor ist frisch und ansprechend, und verlor nur durch die Unsicherheit der imitatorischen Einsätze. Das Fischerlied könnte bedeutender in der Erfindung sein, was wir auch von Urban's Arie („Al' mein Glück“) in Betreff des Hauptmotivs sagen müssen, wie denn in des Componisten Arien und Duetten überhaupt bisweilen auch die höhere Einheit sich vermissen läßt. In dem Duett zwischen Urban und Aline ist vorzugsweise der Schlußsatz höchst lieblich und anmuthig, wenn wir ihn auch vielleicht noch etwas inniger wünschen möchten. Ferner ist das komische Terzett für drei Bässe (Nr. 4) eine höchst gelungene Nummer. Die Chöre im ersten Finale sind frisch und lebendig, und die Pregoiera Urban's, welche schon in der Ouvertüre vorkommt und in anderer Situation sich mehrfach wiederholt, ist innig und tief empfunden, wenn sie auch wohl noch eigener gehalten sein dürfte; ja, als Schlußchor der ganzen Oper macht sie eine großartige Wirkung. Das Lied des Maurice im zweiten Acte („Ja, Kameraden“) wünschten wir eigentümlicher; das gilt auch von Urban's Barcarole. Das Duett zwischen den beiden Nebenbuhlern ist tüchtig dramatisch, und das Trinklied des tropischen Königs (von der rothen Nase) von drastisch-komischer Wirkung, wenn nur Hr. Wächter es besser vorzutragen vermocht hätte. Die „Orgie“ ist zwar entsprechend gedacht, aber nicht intensiv genug; sie wird an einzelnen Stellen etwas matt. Ueber die Musik beim Schiffbruche und die im dritten Act haben wir schon gesprochen, und da nur noch das Lied des Schiffsjungen hervorzuheben, das von einer Choristin, Fr. Göze, mit ausgiebiger, klangvoller Stimme und angemessenem Vortrage gesungen ward. Im vierten Act ist noch die komisch-wirksam gehaltene Ariette Kernadec's („O selig Gefühl“), wie Aline's Arie, die uns nur zu breit angelegt, nicht concentrirt genug in der Form erscheint, und endlich das dramatisch lebendig gehaltene Finale hervorzuheben.

Haben wir gern das Verdienst des Componisten anerkannt, so will es sich nun nicht minder ziemen, auch des ausführenden Personals zu gedenken, in dessen Hand ja mehr oder weniger das Schicksal derartiger Werke ruht. Und da freut es uns, von vorn herein die Anerkennung aussprechen zu dürfen, daß im Orchester wie auf der Bühne Liebe und Lust, ja man kann wohl sagen: Begeisterung für die Aufführung unverkennbar hervortrat. Die Ausführung der Instrumentalpartie Seitens der Kapelle war eine gelungene, nur hätten wir an einzelnen Stellen zu Gunsten der Sänger noch ein leiseres Accompagnement gewünscht: Einzelne hier hervorheben wollen, wäre ein Unrecht gegen Alle, da eben Alle sich den Dank des Componisten wie des Publikums verdient haben.

Auch den Darstellern muß im Allgemeinen gleiche Anerkennung gezollt werden, die sich denn auch im Hervorruf Einzelner wie Aller Seitens des Publikums be-

thätigte. Vorzugsweise ist es Hr. Tichatschek (Urban), dessen charakteristisch-wahren, der Situation überall verständlich angepassten, innig ergreifenden Gesanges wir zu gedenken haben. Man fühlte die Liebe, mit welcher er seine Partie erfaßt, aus jedem seiner Töne heraus, und gewiß hat er selbst heute die Ueberzeugung gewonnen, daß durch Vermeidung jedes Forcirens seiner Stimme (nur einmal im Duett mit Maurice, 2. Act, trat es hervor) seine Leistungen an wohlthuendem Eindrucke nur gewinnen können. Auch sein Spiel, auf das er sonst bisweilen wenig Fleiß verwendet, war durchaus entsprechend, warm und wahr: ihm gebührt unstreitig der Preis des Abends. — Die Partie der Aline ist eine im Ganzen untergeordnete; aber Fräul. Thiele leistete in derselben des Anerkennenswerthen viel, und bei weitem mehr, als sich nach so manchen ihrer Leistungen in der letzten Zeit physisch und geistig erwarten ließ. Sie wußte einen wohlthuend frischen, belebenden Hauch über ihre ganze Darstellung zu verbreiten, und wir dürfen hoffen, daß sie kleinere Mängel derselben bei den späteren Vorstellungen zu beseitigen wissen wird. Dahin rechnen wir die unsichere Intonation des hohen g im Duett des ersten Actes, die Matigkeit der tieferen Chorden ihrer Stimme, und das der Situation nicht angemessene, namentlich in Gesticulation und Mimik zu forcirte Spiel bei der Traumerzählung im vierten Acte. — Hr. Mitterwurzer (Maurice) sang, mit Ausnahme seines ersten Liedes, dem wir mehr Ausgiebigkeit des Tones vindiciren müssen, seine Partie vortrefflich; auch seinem Spiele im dritten Act, wenn auch in mancher Wendung zu sehr auf Effect berechnet, gebührt jenes Prädikat. Im ersten Acte jedoch schien er in dieser Rücksicht nicht vollkommen mit sich im Klaren; da spielte er zu salonmäßig — er gemahnte uns an den Grafen im „Wiltshüt“ — in der Haltung, und doch zu unruhig, zu kurz abgestoßen in den Bewegungen. Der Künstler kann das leicht bessern, und er wird es. — Hrn. Räder's (Kernadec) erstes Auftreten streifte an die Karrikatur; doch wahrte dieses Mißverständnis der Partie nicht lange. Er fand sich bald in den richtigen Ton und trug durch sein ergötzliches Spiel wesentlich zur Erweiterung des Publikums bei, hatte auch auf den Gesang möglichsten Fleiß verwendet, wenn freilich auch die Ausgiebigkeit des Tones ihm abgeht. — Die übrigen Rollen — André, Hr. Dettmer; Margarethe, Mad. Wächter; der Capitain, Hr. Risse — sind unbedeutend, die Darsteller griffen indeß mit Lust und Liebe ein, so daß die Darstellung als eine gerundete und lebendige zu bezeichnen ist.

Die mise en scène genügt billigen Anforderungen, und dem Maschinenmeister gebührt Anerkennung. Freilich hätte die Scene auf dem Schiffe, namentlich im Tauwerk, belebter sein können; das Schwanken der beiden Masten nach verschiedenen Seiten hin war unangenehm, weil naturwidrig; der Meerprospect würde

durch Benützung der ganzen Tiefe der Bühne (vielleicht auch noch des dahinter liegenden Saales) an Großartigkeit und Erhabenheit bedeutend gewonnen haben; die untere hellblaue Färbung der Seitencoulissen hätte wohl in größeren Einklang mit der grünlich dunkeln Farbe des Meeres gebracht werden sollen; auch wäre es ohne Zweifel möglich gewesen (wie dies unsers Wissens in Hamburg ausgeführt worden), den Schiffbruch vollständig darzustellen durch wirkliches Schwanken und Bersten des Schiffsrumpfes, und was dergleichen mehr ist. Vielleicht läßt sich noch einer oder der andere dieser Mängel bei späteren Vorstellungen beseitigen. Die Gesamtdarstellung könnte dadurch an Wirkung nur gewinnen.

W. J. S. G.

Mittwoch, 19. August. — Theater am Lincke'schen Bade. Zum ersten Male:

Der verkaufte Schlaf, romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang und Tanz in 3 Acten, von **Carl Haffner**; Musik von **Hebenstreit**.

Es zeugt keineswegs von eigener Kraft der Erfindung oder Productionsvermögen, ja nicht einmal von sonderlich ausgebildetem Geschmack und dramaturgischem Urtheil, das bekannte ergreifende, unter demselben Titel erschienene Gedicht von Saphir zur Unterlage eines dreiactigen Bühnenstückes zu machen, es durch einige, wie die Faust auf's Auge passende Zuthaten zu verbrämen, und in wohl oder übel zusammengestellte Scenen zerarbeitet, mit einzelnen auf die höchsten Regionen berechneten grotesken Zugaben, einem Theaterpublikum darzubieten. Und wenn das schon (doch unter anderem Titel) der Verfasser des „Zauberschleiers“, Hr. Told, unternommen, so hätte Hr. C. Haffner aus dem großartigen Fiasco dieser Zerarbeitung sich wohl eine Lehre ziehen können und sollen. Er hat das nicht gethan, und doch muß man zugestehen, daß wirklich nur ein ganz klein wenig gesunder Menschenverstand dazu gehört, um sein Product als eine Satyre auf dramatische Erfordernisse überhaupt, (selbst bei der Vocalposse, und dies Stück macht noch höhere Ansprüche), ja als einen Hohn auf die Urtheilsfähigkeit des Publikums anzusehen. Daß der Verf. uns einen Bösewicht ersten Ranges, wie ihn der echte Coulissenreißer eines Vorstadtheaters sich wünschen mag, in dem Bankier Rataleon (Hr. Portb) hinstellt, mag noch hingehen, obgleich dieser extravagante Charakter alles Halts entbehrt. Wie ist es aber nur möglich, den Charakter eines Dieners zu erfinden, wie dieser Liebemann (Hr. Fischer), der seinem Herrn die unverschämtesten Grobheiten ins Gesicht immer und immer wiederholt, ohne von diesem mindestens zur Thür hinausgeworfen und sofort ent-

lassen zu werden? Was will und soll die für die Entwicklung des Stückes rein überflüssige Personage des Dorfbarbiers Sebastian Nasenhügel (Hr. Räder), die eben nur mit Gewalt hineingezwängt ist, um eine Karrikatur im Stücke zu haben, die als Träger des komischen Elementes gebraucht werden kann, und die denn auch allein den Beifall erregt hat, welcher bei der heutigen Aufführung laut ward? Daß wir es von vornherein aussprechen: Hr. Räder hat durch seine drastische Komik in Maske, Spiel und Gesang allein das Publikum in guter Laune erhalten, und das Stück vor eclatantem Fiasco, einem sehr wohl verdienten, bewahrt. Nicht als hätten etwa die übrigen Hauptdarsteller — außer den schon genannten noch Hr. Kramer (Maler Engelbert), Dem. Müller (Clara, Engelbert's Gattin, Natalen's Tochter), Dem. Wächter (Antonie, Liebemann's Tochter), Hr. Seiß (Engelbert's Schüler) u. s. w. — soweit ihre Kräfte ausreichen, es an Fleiß und Mühe fehlen lassen. Aber ihre Partien sind von der Art, daß sie eben nichts wirken können, weil sie als wahrhaftige Marionetten erscheinen. Das ganze Stück ist eins der fadeften Machwerke, die je auf eine Bühne gekommen, ohne Plan, ohne Halt, selbst der Wahrscheinlichkeit entbehrend, die wir doch auch vom Märchen noch unbedingt fordern. Was das Gedicht, die Unterlage des Stückes, leicht und dustig, doch ergreifend und spannend darstellt, wird hier grob sinnlich und materiell dem Zuschauer vorgeführt, und verliert dadurch alle und jede Berechtigung. Wohlfeile Wortwige, schöne Tiraden, zum Theil platter Unsinn, neben ein Paar Verwickelungsscenen, die wenigstens dafür sprechen, daß dem Verf. eine wenn auch sehr untergeordnete Art von dramatischer Befähigung innewohne: das ist Alles, und es ist wirklich Schade, daß die Kräfte des Personals und die wohlgelungene scenische Ausstattung (namentlich auch in den Traumbildern am Schlusse des zweiten Actes) nicht auf Würdigeres verwendet worden. Nestroy's „Unbedeutender“ ist sehr unbedeutend; aber wahrlich über dem heutigen Producte steht er noch hoch

erhaben. Es giebt auch für das Theater am Lincke'schen Bade bessere Producte. An diesem ist die Musik das Beste: frisch, gefällig, leicht und ansprechend, vorzugsweise das Duett im ersten Acte zwischen Antonie und dem Dorfbarbier (von Fel. Wächter und Hr. Räder sehr hübsch vorgetragen) und das Quodlibet, wie das Lied des Barbiers (der Anfang ist uns entfallen), das Da Capo begehrt und gewährt ward. Hr. Gerstorfer (Dämon der Nacht) möchten wir bitten, doch wieder, wie er es früher eine Zeitlang gethan, auf seine Aussprache mehr Fleiß zu verwenden: das k wie g zu sprechen, sollte man sich doch, um nur ein Beispiel anzuführen, eben so wenig, wie Verstöße gegen die Grammatik, bei einer Hofbühne gestatten. — Ueber den Novitäten scheint in diesem Jahre ein eigener Unstern zu walten; man könnte nach so manchen, nicht eben tröstlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete nun endlich wohl etwas vorsichtiger und wählerischer geworden sein.

W. J. C. C.

Repertoire.

August 18. Der Schiffbruch der Medusa. Oper von Reissiger. (S. oben) — 19. Theater am Lincke'schen Bade. Zum ersten Male: Der verkaufte Schlaf. Romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang und Tanz in 3 Acten, von Carl Paffner. (S. oben.) — 20. Lucia di Lammermoor. Oper. — 21. Der artesische Brunnen. — 22. Die drei Wahrzeichen. Romant. Lustsp. von Holbein. — 23. In der Stadt: Die Stumme von Portici. Oper. — Theater am Lincke'schen Bade: Der verkaufte Schlaf. — 24. Ein Herr und eine Dame. — Der Jurist und der Bauer. — 25. Die Zauberflöte. Oper.

Feuilleton.

Als der berühmte Walzerkönig Strauß eines Morgens in London eben mit dem Arrangement eines Concertes beschäftigt war, welches an demselben Abende stattfinden sollte, pocht es leise an die Thüre. Auf sein „Herein!“ tritt ein gebückter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines, blasses, etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. — „Habe ich die

Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?“ fragt er in einem gebrochenen Französisch. — „Ja, was wünschen Sie?“ erwidert Strauß. — „Ich habe eine Bitte,“ fährt der Alte schüchtern fort. „Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit geboten würde, sich öffentlich hören zu lassen.“ — „Das

kann nicht sein," sagt Strauß, "ich habe zu viel Nummern." — "So, so," versetzte der Alte langsam und traurig. "Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?" — "Ja," entgegnet Strauß zögernd, "meine Violine habe ich natürlich hier." — Er legt zögernd das gute Instrument in die begierig darnach langenden Hände der Kleinen. Sie drückt es rasch an das Kinn, schlägt die dunklen Augen in die Höhe und beginnt, ohne lange zu stimmen, ihr Spiel. Strauß hört mit Verwunderung zu; der Alte lächelt. Als sie geendet, ruft Strauß enthusiastisch: "Sie können heute Abend spielen, und immer und jedesmal, so lange ich auf Erden Concerte gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?" — "Therese Milanollo," sagt sie leise. —

In Kairo wird ein Opernhaus errichtet. Es ist die Frucht von Ibrahim Paschas Aufenthalt in Europa, welcher damit die Civilisation Egyptens beginnen wird. Zweihundert junge Componisten sollen bereits ihre Werke eingereicht haben und in voller Hoffnung der ägyptischen Kränze und Tantiemen leben. David wird die Pyramiden und die Krokodille dramatisch-musikalisch bearbeiten.

In Paris halten jetzt die Fiaker in ihren Wagen Journale und bezeichnen die Namen von Außen. Dies ist für Viele sehr bequem, die nicht Zeit haben, auf das Lesen der Tagesblätter einige Stunden zu verwenden. Sie setzen sich in den Wagen, lesen gemüthlich und kommen dabei vom Fleck, indem sie dennoch zugleich ihre Geschäftsgänge vollenden. Die Fiaker finden bei solcher Anstalt ihre gute Rechnung.

Testament eines Brantweinfreundes. Ein Einwohner von Gaux setzte in sein Testament die seltsame Clausel, daß sein Erbe jedes Jahr am Tage des heiligen Gregor, seines Schutzpatrons, den Leichenstein, der sein Grab deckt, aufheben, und drei Gläser vom besten Cognac darauf gießen sollte.

Wunder der Industrie. Von der großartigen Bedeutung der Industrie kann man kein schlagenderes Beispiel finden, als wenn man den Werth der gemeinsten Naturproducte auf den verschiedenen Stufen industriöser Verfeinerung betrachtet. So z. B. steigt ein Stück Schmiedeeisen im Werthe von 10 fl. C. M. verarbeitet zu Hußeisen auf 20 fl., zu Messerklingen auf 360 fl., zu Nähadeln auf 710 fl., zu Federmesserklins-

gen auf 6570 fl., zu Stahlknöpfen und Schnallen auf 8670 fl., und zu Uhrfedern auf 500,000 fl. Ein Stück Gußeisen im Werthe von 10 fl. C. M., verarbeitet zu gewöhnlichen Gegenständen, steigt auf 40 fl., zu Schmucksachen auf 450 fl., zu Schnallen und den sogenannten Berliner Artikeln auf 6000 fl., zu Halsketten auf 13,860 fl., und zu Hemdenknöpfen auf 58,260 fl. C. M.

Robinson im Türkischen. Von dem weltbekanntesten Roman "Robinson" erscheint nächstens in der k. k. Staatsdruckerei zu Wien eine von dem Jüngling der orientalischen Akademie Baron v. Schlechta besorgte türkische Uebersetzung.

Der bekannte italienische Gelehrte und ausgezeichnete Staatsmann Galvani pflegte oft im Scherze zu sagen, er wolle durchaus kein anderes Buch lesen als den Kalender, weil dieses das einzige sei, welches nichts als Wahrheiten enthalte.

Lessing verglich die Welt mit einer Uhr. Das Gewicht an ihr ist der Geldsack, die Unruhe das Frauenzimmer.

Jemand auf die Probe zu stellen ist Unrecht, weil man ihm Gelegenheit zu sündigen giebt.

Je empfindlicher der Geist eines Menschen, desto unverständiger.

Lichtenberg sagt: Gelegenheit macht nicht Diebe allein, sondern auch große Männer.

Höfliche Leute sind solche, welche einander Dinge sagen, die weder der für wahr hält, welcher sie sagt, noch der, welcher sie hört, die aber einen entsetzlichen Lärm anfangen, wenn diese Dinge nicht gesagt werden.

Zwei Damen am Hofe Friedrich's des Großen waren sehr rangsüchtig: die Eine wollte mehr Vorrechte genießen als die Andere. Der König, davon unterrichtet, entschied mit den Worten: "Die größte Märrin geht voraus!" — Eine treffliche Abfertigung.

Die Betschunen in Südafrika haben eine eigenthümliche Art Blitzableiter; sie stecken nämlich bei einem herannahenden Gewitter um ihre Hütten eine Menge Dornsträucher, weil, wie sie meinen, der Blitz sich scheue, in die Dornen zu fahren. 25.